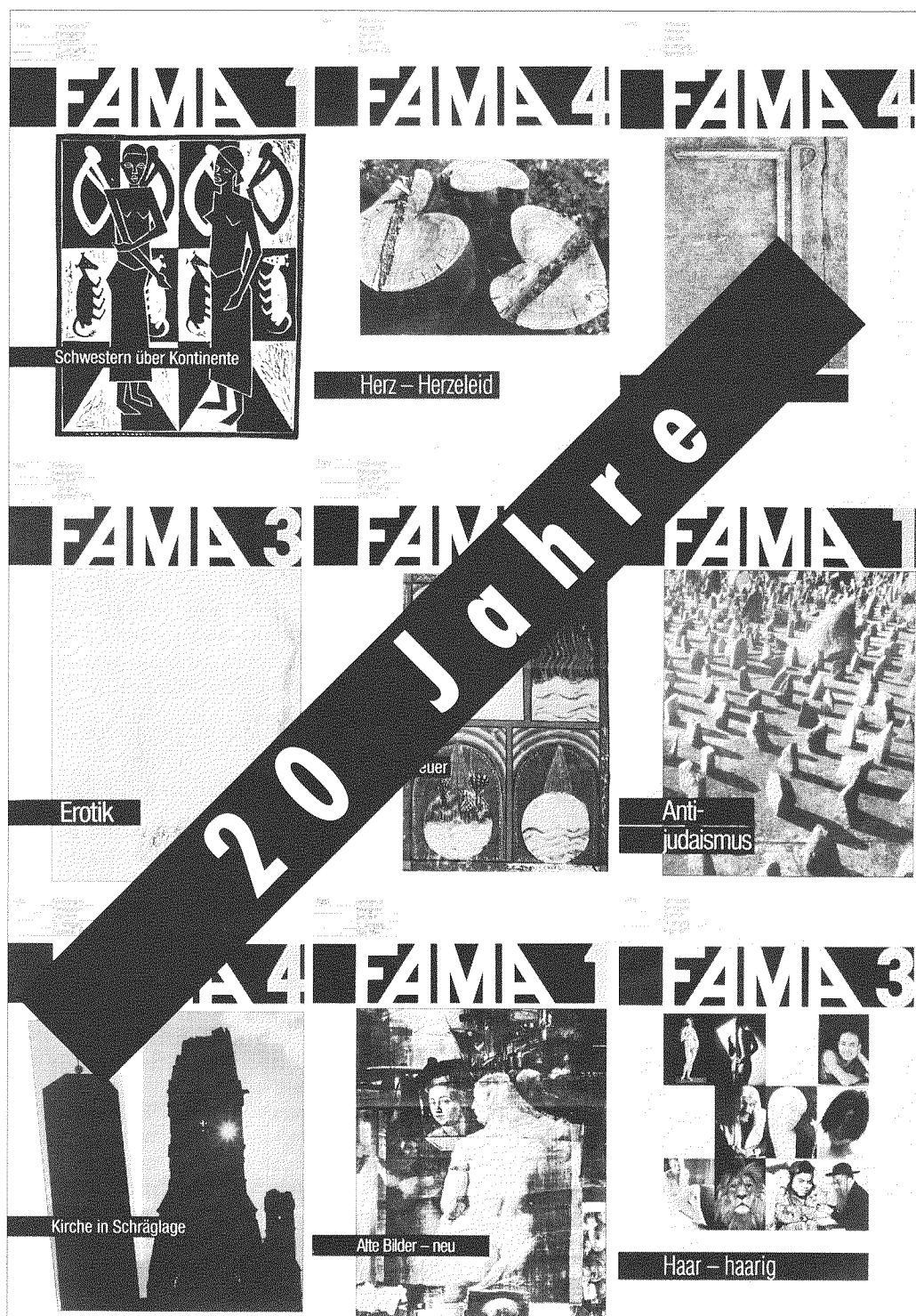


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
20. Jahrgang
Mai 2004

FAMA 2



Am Anfang stand eine Idee, ausgeheckt am gemeinsamen Mittagstisch: Carmen Jud, Silvia Strahm Bernet und Doris Strahm, drei katholische feministische Theologinnen, wollten eine Organisation von feministischen Theologinnen in der Schweiz gründen, um ihre Interessen und Forderungen als Frauen gegenüber einer patriarchalen Institution wie der Kirche gemeinsam vertreten zu können. Sie luden deshalb im Frühling 1983 zu einem Treffen nach Luzern ein.

Die Gewerkschaftspläne scheiterten; stattdessen bildete sich eine Gruppe von Frauen, die ein Bulletin herausgeben wollten – als Drehscheibe für Informationen, feministisch-theologischen Gedanken- und Erfahrungsaustausch, Vernetzung. Von 1983 bis 1984 erschien das «Bulletin der theologischen Frauen-Web- und Werkstatt» viermal im Jahr, auf rosarote Blätter gedruckt, in einer Auflage von 300 Exemplaren.

Im Oktober 1984 gründeten die Frauen der Bulletin-Redaktion – Monika Berger, Monika Hungerbühler, Cornelia Jacomet, Carmen Jud, Silvia Strahm Bernet, Doris Strahm und Regula Strobel – dann den Verein FAMA und wagten den grossen Schritt von einem hektographierten Blättchen zu einer richtigen, gedruckten Zeitschrift. Die FAMA, die erste und bis heute einzige autonome feministisch-theologische Zeitschrift der Schweiz, war geboren.

Der Name FAMA – lateinisch: Gerücht, öffentliche Meinung, Rede, guter oder schlechter Ruf – war Programm: Die Herausgeberinnen wollten sich einmischen in die öffentliche Diskussion, ihre Meinung kundtun als feministische Theologinnen, Themen aufgreifen, die in der (kirchlichen) Männerpresse keinen Platz hatten. Die FAMA wollte zudem Forum und Netzwerk sein für Frauen, die den Aufbruch wagten aus einer von Männern geprägten Kirche und Gesellschaft, wollte Informationen anbieten und Verbindungen weben.

Ehrenamtlich von sieben und ab 1986 von acht Frauen (Li Hangartner kam neu dazu) herausgegeben, welche die Themenhefte planten und konzipierten, die Artikel vergaben und zum Teil selber schrieben, die Texte redigierten und das Layout von Hand klebten, erschien die FAMA von da an viermal im Jahr in einem Umfang von 20 Seiten.

Verändert hat sich in den folgenden Jahren das Layout (seit 1991 dreispaltig statt zweispaltig), die Auflage (von 500 auf 1500) sowie das Redaktionsteam. Nach und nach traten einzelne der Gründerinnen aus dem Redaktionsteam aus, jüngere Frauen kamen neu dazu: Barbara Seiler (1989-2003); Dorothee Dietrich (1993-1999); Barbara Lehner (1996-1999); Ursula Vock (seit 1996); Jacqueline Sonego Mettner (seit 1997); Irina Bossart (seit 2000); Susanne Schneeberger Geisler (seit 2001). Von den Gründerinnen sind bis heute weiterhin drei mit dabei: Monika Hungerbühler, Silvia Strahm Bernet und Doris Strahm.

Neben der Verjüngung des Redaktionsteams wurde gleichzeitig auch ein Gleichgewicht zwischen katholischen und reformierten Theologinnen angestrebt. Die Redaktorinnen, zur Zeit acht, decken ein breites Spektrum von beruflichen Tätigkeiten ab: Pfarrerin, Zeitungskolumnistin, Gymnasiallehrerin, Dozentin, Seelsorgerin, Leiterin einer kirchlichen Frauenstelle, Publizistin, Bibliothekarin, Familienfrau, Fachstellenleiterin OeME, Erwachsenenbildnerin, Buchautorin, Präsidentin einer feministischen Friedensorganisation und vieles mehr.

Ein Professionalisierungsschub fand 1997 mit der Umstellung auf Computer-Layout statt, das an eine Fachfrau (Esther Kälin Plézer) abgegeben wurde und bezahlt wird. Seit dem Sommer 2001 liegt auch die Administration der FAMA in externen Händen (Susanne Wick). Die Redaktorinnen arbeiten weiterhin ehrenamtlich, während die Autorinnen ein bescheidenes Spaltenhonorar von 20 Franken erhalten. Und seit einigen Jahren verfügt die FAMA neu auch über eine informative eigene Homepage (www.fama.ch), die von Barbara Seiler gestaltet und betreut wird.

Dass die FAMA als autonomes Frauenprojekt, das sich ausschliesslich aus Abos und Spenden finanziert, nun bereits 20 Jahre besteht, werten wir Redaktorinnen als Erfolgsgeschichte. Wir arbeiten noch immer mit Lust und Engagement – manchmal allerdings an den Grenzen unserer zeitlichen Kapazitäten – an unserem autonomen Zeitungsprojekt, greifen aus feministischer Sicht gesellschaftspolitische und theologische Themen auf, die uns interessieren und über

die wir gerne etwas lesen würden. Noch immer reden wir uns an unseren Redaktionssitzungen die Köpfe heiss, haben mehr Ideen im Kopf als Platz im Heft und verbringen einen Teil unserer Freizeit mit der Suche nach Autorinnen, dem Redigieren von Artikeln, dem Korrekturlesen der Druckfahnen ...

In den zwanzig Jahren hat sich aber auch manches verändert: nicht nur die FAMA und wir selbst, sondern auch das gesellschaftliche und kirchliche Umfeld. Die feministische Theologie wirft nicht mehr so grosse Wellen wie vor 20 Jahren. Wir Redaktorinnen nehmen den 20. Jahrgang der FAMA deshalb zum Anlass für einen Rückblick auf 20 Jahre feministische Theologie. Ausgangspunkt ist dabei unsere eigene Biographie, unsere subjektiven Erfahrungen und Geschichten mit der feministischen Theologie. In unseren Beiträgen gehen wir den Fragen nach, was sich in diesen 20 Jahren verändert hat, welche Fragestellungen uns wichtig geworden, welche verschwunden sind und ob und wie die Beschäftigung mit feministischer Theologie unser Denken und Arbeiten geprägt hat.

Bebildert haben wir unser Jubiläumsheft mit einigen FAMA-Titelbildern der vergangenen Jahre, um uns und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, etwas von der Fülle und der Vielfalt der Themen in Erinnerung zu rufen, die wir in den 20 Jahren aufgegriffen haben.

Und wie es sich für einen Geburtstag gehört, haben wir uns auch beschenken lassen: mit Gratulationen von Schwester-Zeitschriften und -projekten sowie mit Echos von Leserinnen und Lesern. Die Wertschätzung und Anerkennung unserer Arbeit, die uns daraus entgegenkommen, freuen uns sehr und geben uns Energie zum Weitermachen. Den GratulantInnen und allen treuen FAMA-LeserInnen sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt!

Für das Redaktionsteam:
Doris Strahm

Über Grenzen hinaus denken

Zwanzig Jahre Arbeit als feministische Theologin

Doris Strahm

Im gleichen Jahr, in dem ich mit sechs anderen katholischen Theologinnen die Herausgabe der Zeitschrift FAMA startete, begann meine berufliche Laufbahn als feministische Theologin. War feministische Theologie bis dahin eine Angelegenheit gewesen, die ich quasi nebenamtlich verfolgte – in Lesegruppen, ersten öffentlichen Vorträgen und Artikeln –, während ich hauptamtlich Assistentin im Fachbereich Philosophie an der Theologischen Fakultät in Luzern war und an einer religionsphilosophischen Dissertation zu Novalis arbeitete, so fing mit dem Herbst 1985 eine theologische Reise an, die bis heute andauert. Ich (er) fand einen neuen Beruf, den es damals noch nicht gab: freiberufliche feministische Theologin. Freiberuflich deshalb, weil es für diese Spezies in der katholischen Kirche keine Stellen gab und ich mir neben meinen Assistenzstellen und später Lehraufträgen an verschiedenen Universitäten meine Arbeitsfelder selber schaffen musste.

Aufbruch zu neuen Räumen

Anstoss für diese berufliche Laufbahn war eigentlich ein Zufall: Ich wurde von der Frauengruppe der Theologischen Fakultät der Universität Bern im Wintersemester 1985/86 für einen Lehrauftrag zum Thema «Einführung in feministische Theologie» angefragt. Es war der allererste reguläre feministisch-theologische Lehrauftrag, der in der Schweiz vergeben wurde, und natürlich konnte ich da nicht nein sagen. So arbeitete ich mich ein halbes Jahr lang «hauptamtlich» in alle Kernthemen feministischer Theologie ein, da von mir ein umfassender Überblick gewünscht wurde. Auf Anraten von Freundinnen, die mein Vorlesungsmanuscript lasen, reichte ich es später bei einem Verlag ein – und so wurde mein erstes Buch «geboren»: «Aufbruch zu neuen Räumen» (1987). Es fand grosses Echo und verschaffte mir einen Namen über die Schweizergrenze hinaus und damit verbunden unzählige Aufträ-

ge als feministische Theologin. Damit war mein weiterer beruflicher Weg vorgezeichnet.

Die intensive wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Ansätzen feministischer Theologie – Gotteslehre, Christologie, Sünde und Erlösung, Bibelhermeneutik, Anthropologie usw. –, die der Lehrauftrag mit sich brachte, war jedoch auch persönlich für mich ein Aufbruch in neue Räume: Die traditionelle Theologie, die mir während meines Studiums kaum befriedigende Antworten auf jene existentiellen Fragen geben konnte, derentwegen ich Theologie studiert hatte, wurde mir immer fremder. Gleichzeitig fand ich Worte, Bilder und Vorstellungen, die alte Begriffe mit neuem Leben füllten, meinen eigenen Fragen und Erfahrungen Ausdruck gaben. Ganze Landschaften taten sich auf, der Horizont wurde weit, mein kritisches, philosophisch geschultes Denken durfte sich frei entfalten – keine Glaubenssätze und Dogmen, die ihm Grenzen setzten. «Hermeneutik des Verdachts», «Patriarchatskritik», «Gott als Macht-in-Beziehung», «Erotik als Lebenskraft», «Fülle des Lebens», «Nachfolgemeinschaft

von Gleichgestellten», «Heilung und Heiligung des Frauenkörpers»: Mit diesen Wörtern kartografierten wir die christliche (Glaubens)Landschaft neu. Es war eine Zeit der Begeisterung und Entdeckungslust. Wir waren jung und in der Schweiz Pionierinnen einer neuen Bewegung, und es gab unendlich viel zu tun, neu zu denken, neu zu formulieren, neu zu gestalten. Ich tat dies an der Universität Fribourg, indem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin zusammen mit Regula Strobel feministisch-theologische Hauptseminare anbot, in der Erwachsenenbildung mit unzähligen Vorträgen zum Thema und indem ich die FAMA mitherausgab, in der wir Themen aufgriffen, die uns als Frauen wichtig waren.

Feministische Re-Visionen der Christologie

Wissenschaftlich setzte ich mich seit meinen Berner-Vorlesungen mit der Christologie auseinander. Sie hatte sich für mich als eigentliche Schlüsselfrage herauskristallisiert, ob ich als Feministin Christin sein und bleiben konnte. Denn der Glaube an die exklusive



Menschwerdung Gottes in einem Mann hat für Frauen jahrhundertlang schwerwiegende Folgen gehabt, wie mir durch die Lektüre von Mary Daly und Rosemary Radford Ruether bewusst geworden war, und wird von der katholischen Kirche bis heute gegen die Frauenordination ins Felde geführt. Doch es war nicht allein der sexistische Charakter der kirchlichen Christologie, der für mich grundlegende Fragen aufwarf, sondern ebenso der mit ihr verbundene Heils- und Absolutheitsanspruch, der mir seit meiner Jugend intellektuelle und vor allem ethische Schwierigkeiten bereitet hat, da er höchst unheilvolle geschichtliche Konsequenzen hatte. Wie konnte ich an einen Erlöser glauben, in dessen Namen Juden und Jüdinnen während Jahrhunderten als Anti-ChristInnen verfolgt und ermordet, ganze Kontinente gewaltsam zum christlichen Heil bekehrt, Frauen als Hexen verfolgt und zu Hunderttausenden verbrannt, abweichende Meinungen als Ketzerei verurteilt und ausgerottet wurden? Für mich und meine eigene Zugehörigkeit zur christlichen Tradition wurde daher die Frage brennend, ob wir so von der Bedeutung Jesu für unseren Glauben reden können, ohne dass damit Antijudaismus, Sexismus, Kolonialismus, Rassismus und die Abwertung anderer Religionen verbunden sind.

Einen ersten Niederschlag hat die Auseinandersetzung mit dieser Frage in einem Buchprojekt gefunden, das Regula Strobel und ich mit anderen europäischen Theologinnen realisierten. Es trägt den schönen Titel «Vom Verlangen nach Heilwerden» (Luzern 1991) und dokumentierte erstmals im deutschsprachigen Raum die feministisch-christologische Diskussion: kritische Analysen der Herrschaftsstrukturen der traditionellen Christologie sowie feministisch-theologische Revisionen der Christologie im Hinblick auf die Befreiung von Frauen. Gleichzeitig arbeitete ich an einer Dissertation zum Thema, in der ich systematisch die Ansätze feministischer Christologien darstellen und die Suche nach einer christlichen Identität, die nicht Ausgrenzung und Abwertung der «Anderen» produziert, vertiefen wollte. Doch wie das so ist, wenn frau sich in einer Bewegung engagiert, wurde die Dissertation immer wieder in der Hintergrund geschoben: Wichtige feministische Projekte mussten realisiert, Artikel geschrieben, Tagungen organisiert, die FAMA herausgegeben werden etc. Zudem war das Thema nicht gerade das, was eine erfolgreiche Erlangung der Doktorwürde an einer katholischen Fakultät versprach, was den Arbeitseifer zusätzlich etwas dämpfte.

Kontextuelle feministische

Theologien weltweit

Die Möglichkeit, mich vollumfänglich meiner christologischen Forschungsarbeit zu widmen, bot mir ein zweijähriges Nationalfondsprojekt zum Thema «Christus, der Erlöser, und die Erlösung von Frauen». Was als überschaubares Vorhaben begann, wurde dann unerwartet zu einem weiteren Aufbruch in neue Räume, ja in neue Kontinente. Und mündete in einen Perspektivenwechsel. Ein Studienaufenthalt Anfang 1994 in Cambridge/Boston konfrontierte mich mit den Stimmen von Womanist-Theologinnen sowie asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Theologinnen. Diese kritisierten, dass feministische Theologie die Erfahrungen von weissen christlichen Mittelschichtsfrauen zur Erfahrung *aller* Frauen verabsolutiert hatte. Sie forderten anstelle eines universalistischen «Wir Frauen» eine kontextuelle Sicht der Lebenswirklichkeit von Frauen, ihrer Unterdrückungserfahrungen und ihrer Befreiungsstrategien. Die Kontextualität von Frauenerfahrungen ernst nehmen, heisse, die *Unterschiede* zwischen Frauen ernst nehmen: ihre unterschiedlichen sozialen, politischen, ökonomischen, religiösen und kulturellen Kontexte. Diese Debatte beeinflusste auch mein eigenes Forschungsvorhaben: Ich wurde aufmerksam auf die christologischen Ansätze von Frauen der sog. Dritten Welt, denen bisher in der westlichen feministischen Christologie kaum Rechnung getragen worden war, und beschloss, sie ins Zentrum meiner Arbeit zu stellen, ihren theologischen Stimmen bei uns Gehör zu verschaffen.

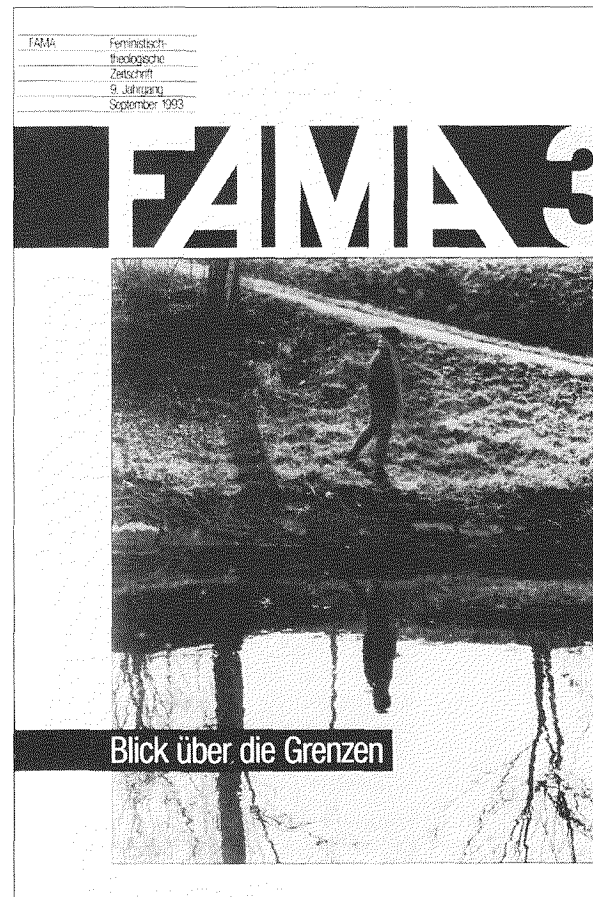
Damit begann eine dreijährige Reise in neue Kontexte, die mich zutiefst herausforderte: Wie kann frau den eurozentrischen Blick aufbrechen und mit den Augen der Anderen sehen lernen; wie ist interkulturelles Verstehen möglich? Wie kann über Unterschiede und Machtgefälle zwischen Frauen hinweg eine Politik und Praxis der Solidarität entwickelt werden? Fragen, die mich bis heute beschäftigen und meine weitere feministische Arbeit geprägt haben – über meine christologische Studie «Vom Rand in die Mitte» hinaus, die ich Anfang 1997 veröffentlicht habe. Die Kontextualität meiner eigenen Theologie ist mir seither bewusst(er), und gleichzeitig sehe ich sie viel stärker als Teil einer weltweiten Bewegung. Dieser Blick über den eigenen, begrenzten Horizont hinaus ist es auch, der mich immer wieder darin bestärkt, dass sich die Visionen feministischer Theologie nicht in unseren hiesigen, manchmal schon etwas flügelhahnen Aktivitäten erschöpfen haben. Die Begegnung mit Theologinnen des Südens wie Ivone Gebara, Kwok Pui-lan, Chung Hyun

Kyung, Mercy Amba Oduyoye und ihrer Spiritualität des Lebens war und ist für mich Empowerment und Anstoss, immer wieder neu gegen den «Luxus der Resignation» anzugehen.

Breite, Vielfalt und

Generationenwechsel

Ein andere Erfahrung, die meine allmähliche Ermüdung in Sachen feministischer Theologie nach jahrelanger Lehr- und Vortragstätigkeit aufgebrochen hat, war die vierjährige Mitarbeit an der Herausgabe der zweiten Auflage des Wörterbuchs der Feministischen Theologie (Gütersloh 2002). Was sich in den Jahren seit der ersten Auflage 1991 alles entwickelt hat an neuen Ansätzen und Themen, begeisterte mich: die Vielfalt von methodischen Zugängen und kontextuellen Sichtweisen ist enorm und zeigt, dass feministische Theologie nach wie vor aktuell und



höchst lebendig ist. Und zumindest unter den forschenden Theologinnen ist eine neue, dritte Generation am Werk, die neue Erfahrungen und Fragen einbringt. Feministische Theologie hat sich nicht totgelaufen, wie viele sagen, sie hat sich verändert. Sie wirft vielleicht nicht mehr so grosse Wellen wie in den ersten zwei Jahrzehnten, sondern hat sich in viele kleinere Wellen gebrochen (Tania Oldenhage), sich zum Teil auch institutionalisiert.

Feministische Theologinnen arbeiten heute an ganz verschiedenen Stellen

und mit unterschiedlichen Ansätzen. So finden mehr und mehr auch neue feministische Entwicklungen wie Dekonstruktivismus und Genderdiskurs Eingang in die feministische Theologie und führen zu neuen Fragestellungen. Wie zum Beispiel im jüngsten Buch, das ich mitherausgegeben habe («Als hätten sie uns neu erfunden», Luzern 2003), in dem die Frage des Verstehens der Anderen, des Fremden, also Fragen interkultureller Theologie mit der Gender-Frage verbunden werden. Die Untersuchung von Schnittpunkten in den Konstruktionen von Fremdheit und von Geschlecht, der Verschränkungen von «Erfindungen» des Fremden und des weiblichen Geschlechts, eröffnet nicht nur neue Blicke auf die Missionsgeschichte, sondern ebenso auf den aktuellen Migrationsdiskurs – und wird mich weiter beschäftigen.

Religion, Gewalt und interreligiöser Dialog

Wieder zentral geworden ist in den letzten Jahren für mich die Frage nach dem Gewaltpotenzial der christlichen Theologie. Angestossen durch die OeRK-Dekade zur Überwindung von Gewalt haben der cfd (Christlicher Friedensdienst), dessen Präsidentin ich seit einigen Jahren bin, und die IG Feministischer Theologinnen Tagungen organisiert, in denen es um feministische Blicke auf Theologie und Gewalt und um Aufbrüche daraus ging. Thema war nicht nur die geschichtliche Verbindung von Religion und Gewalt oder der Missbrauch von Religion zur Durchsetzung politischer Interessen, sondern – was mich ganz grundlegend beschäftigt – die Ambivalenz, die den Religionen selber innewohnt: ihre befreiende und Frieden stiftende Kraft einerseits und ihre unterdrückerische und Gewalt fördernde Macht andererseits. Diese Ambivalenz war auch Thema des ersten «Interreligiösen Theologiekurses für Frauen» in der Schweiz, den Boldern, die Paulus-Akademie, die reformierten Kirchen Bern-Jura und die Frauenkirche Zentralschweiz unter dem Motto «Im Zeichen des Einen – Frauenblicke auf Gewalt fördernde und Frieden stiftende Traditionen in Judentum, Christentum und Islam» organisierten. Vorbereitet und geleitet haben wir den Kurs als interreligiöses Team von Jüdinnen, Christinnen und Musliminnen. Dieser Dialogversuch war ein Anfang, den wir weiterführen wollen – in Tagungen, Kursen und persönlichem Austausch.

Damit hat für mich und meine feministisch-theologische Arbeit nochmals ein Aufbruch in neue Räume stattgefunden – über die Grenzen der eigenen Religion hinaus: Wie leben Frauen anderer Religionszugehörigkeit ihren Glauben, wie lesen sie die Heiligen Texte ihrer

Religion, aus welchen Quellen schöpfen sie, wie gehen sie mit den patriarchalen und frauenfeindlichen Aspekten ihrer religiösen Traditionen um? Das Kennenlernen anderer Religionen, der Austausch und die Auseinandersetzung mit anderen Glaubenstraditionen ist dabei nicht nur ein bereichernder Schritt über die eigene Religion hinaus, sondern zwingt mich auch zu einer erneuten Beschäftigung mit jenen christlichen Glaubenstraditionen, von denen ich mich innerlich bereits verabschiedet habe. Insofern ist der interreligiöse Dialog für mich stark auch eine Anfrage an meine eigene Religiosität: Was lässt mich in meiner Tradition drinbleiben, trotz aller Kritik? Wie verstehe ich mein Christin-sein? Woran glaube ich?

Der interreligiöse Dialog zwischen Frauen und ihre Einmischung in die sonst meist von Männern geführten Debatten ist für mich auch aus gesellschaftspolitischen Gründen wichtig. Denn Religion und ihre Bedeutung für das Zusammenleben in säkularen, demokratischen, pluralistischen Gesellschaften ist wieder zu einem aktuellen Thema geworden: einerseits durch die zunehmende Präsenz nicht-christlicher Religionsgemeinschaften in europäischen Staaten, andererseits durch die wieder erstarkende Verbindung von Religion, Politik und Gewalt durch fundamentalistische Kreise, sei es im Islam oder im Christentum. Für letzteres ist die religiös-politische Kreuzzugrhetorik des wiedergeborenen Christen George W. Bush oder die grosse Resonanz der reaktionären und antisemitischen filmischen Gewaltorgie «Die Passion Christi» des fanatischen Katholiken Mel Gibson ein alarmierendes Zeichen. Und wo der religiöse Fundamentalismus gedeiht, ist bekanntlich auch Frauenfeindlichkeit nicht weit. Es scheint, dass wir als feministische Theologinnen nach zwanzig Jahren Aufklärungsarbeit und Ideologiekritik, gerade auch hinsichtlich einer Opferchristologie und der Verbindung von Erlösung und Gewalt, wieder von vorne beginnen können ... Und die zentrale Frage, die mich in all meinen verschiedenen Stadien feministisch-theologischen Engagements begleitet hat, ist für mich heute brennender denn je: Wie können wir der Vision eines guten Lebens für alle Menschen – ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer kulturellen, ethnischen und religiösen Herkunft – näher kommen?

Doris Strahm, 1953, Dr. theol., freischaffende feministische Theologin und Publizistin, FAMA-Redaktorin, Präsidentin des cfd (Christlicher Friedensdienst).

Vom «nicht hier» des Ortes

Li Hangartner

Feministische Befreiungstheologie will die Erfahrungen von Frauen in gesellschaftlich unterschiedlichen Kontexten als religiöse Erfahrungen benennen und reflektieren. Die Frauengottesdienste sind für mich so etwas wie ein Prüfstein oder eine Bewährungsprobe dessen, was feministische Theologie an neuen Räumen eröffnet hat. Deshalb werde ich meinen Weg mit der feministischen Theologie anhand der Praxis und Reflexion der Frauengottesdienste nachzeichnen, die ich seit Mitte der 1980er Jahre mitgeprägt habe.

Frauengottesdienste sind das älteste Kind der kirchlichen Frauenbewegung. Für viele Frauen sind die Frauenfeiern, Frauenliturgien Heimat geworden. Sie bringen ihre Religiosität zur Sprache, ihre Erfahrungen zum Ausdruck. Sie sind zum Ort geworden, an dem Frauen ihre Freude mit Leib und Seele ausdrücken, aber auch ihre Klage und ihre Trauer über Versagen, Verletzungen. Wo neben dem Wort das Symbol, die Geste, die Zeichenhandlung ihren gleichberechtigten Platz haben. Wo Frauen in der Körperlichkeit neu entdecken, was es heisst, Tempel des Göttlichen zu sein.

In der bald zwanzigjährigen Geschichte der Frauengottesdienste erhoben Frauen – die Erfahrung leid, in der Kirche eine Fremdsprache hören zu müssen – ihre eigene Stimme und entwickelten ihre eigene Sprache. Die Ablehnung der überkommenen Tradition, die sie jahrhundertlang sprachlos gemacht hatte, führte zu einer grossen Vorsicht und zum Teil Abneigung gegenüber traditionellen Gebeten und Formeln.

Formeln, Riten, Symbole und Gesten – mit wachsenden Erfahrungen im Gestalten von Frauengottesdiensten wurde das Bedürfnis nach vorgegebenen Strukturen wach, nach festen Abläufen, die sich wiederholen und dadurch Vertrauen schaffen. Im Spannungsfeld zwischen Freiraum und Verbindlichkeit haben sich bestimmte Strukturelemente

als für die Gottesdienste verbindlich erwiesen: Sitzen im Kreis, eine partizipatorische Leitung, die gestaltete Mitte, inklusives Gottesbild und inklusive Sprache, mit allen Sinnen beteiligt sein, Entwickeln von neuen liturgischen Formen und Formeln, Teilen von Brot und Wein.

Unter dem Anspruch, originell zu sein, glichen die Frauengottesdienste einer Art Landschaft, die es immer wieder neu zu erkunden galt, die eine dauernde Aktivität von mir verlangte und mich dazu zwang, ständig darauf zu achten, wo ich den Fuss hinsetzte, in welche Richtung ich mich bewegen sollte. Der dahinter stehende Anspruch, mich authentisch zur Sprache zu bringen, im Gottesdienst mit mir selber übereinzustimmen, mich immer wieder zu zeigen, schaffte einen Druck, der mir das Gefühl von Beheimatung weitgehend verwehrt. Wo sollte ich in diesem Raum von Intimität mit meinen Zweifeln hin, mit meinen Fragen?

Wie oft bin ich hungrig vom Tisch aufgestanden. Er war schön und reichlich gedeckt und vermochte mich doch nicht zu sättigen. Und in das Hungergefühl mischte sich der Schmerz über die empfundene Fremdheit: die Fülle des Tisches, die Buntheit der Farben, das Lachen der anderen, die vielstimmige Musik – galt das denn alles nicht für mich? War der Tisch denn nur für sie gedeckt? Warum kamen die Worte, die sie sprachen, nicht über meine Lippen? Warum sang mein Herz nicht? Warum bewegte ich mich nicht im Tanz mit den anderen?

Nicht die Wünsche der Wohlstandsgesellschaft gehören in den Mittelpunkt der Frauengottesdienste, sondern die Bedürfnisse der unter Ungerechtigkeit und Gewalt leidenden Menschen. Das Teilen von Brot und Wein dient der Orientierung und Stärkung, um in den Mühen von Kritik, Veränderung und Neugestaltung nicht stecken zu bleiben, um die Wurzeln und Sehnsüchte nicht zu vergessen, sich gegenseitig immer wieder neu in Frage zu stellen und einander zum Weitergehen zu ermutigen. Sie halten auch die Spannung zwischen patriarchalem und befreiendem christlichen Erbe aufrecht. «Dieses Brot», schreibt Ingeborg Bachmann, «müsste zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wiedererwecken, ehe es ihn stillt, (es) wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können».¹

Es genügt dabei nicht, sich mit einer informellen Gemeinschaft abzufinden. «Gerade das Sichtbarwerden unseres gemeinsamen Mahles ist», schreibt die

FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
15. Jahrgang
September 1999

FAMA 3



Erkundungen zu Spiritualität

afrikanische Theologin Mercy Amba Oduyoye, «eine wirksame visuelle Hilfe für unser Ideal der Solidarität und des Teilens ... Es ist in seinem Wesen selbst eine nicht-verbale Botschaft für die, die uns beobachten, wie auch für die, die daran teilnehmen ... Die Welt sieht uns gemeinsam in Geschwisterlichkeit essen und erwartet von uns, dass wir einstehen für Versöhnung und Aufbau von Gemeinschaft.»²

Das Land, wo Milch und Honig fliesst – dieses Bild war immer schon da. Aber wo war das Land? Den religiösen Kinderschuhen entwachsen, blieb mir der Weg zurück an die Wasser des Libanon versperrt. Die Erkenntnisse der feministischen Theologie führten mich in die karge Wüste der Bilder- und Sprachlosigkeit. Die Zweifel, die Widersprüche sind grösser geworden. Mit zunehmendem Alter ist aber auch der Wunsch gewachsen, geborgen zu sein, der Wunsch, dass da Einer ist, der mich hält, der Wunsch, nicht tiefer zu fallen als in den mütterlichen Schoss.

Lange gestand ich mir diese Wünsche nicht ein, manchmal brachen sie unvermittelt ins Leben ein, machten mir den Mangel bewusst und das Leiden am Mangel. Wie einige andere Theologinnen nahm ich das Bilderverbot sehr ernst und wehrte mich dagegen, die alten Bilder und Symbole einfach gegen neue einzutauschen. Der Durchzug durch die Wüste war kein Spaziergang durch Frühlingswiesen. Auch die Quellen waren rar, um unseren Durst zu stillen. Manna, um uns zu ernähren, fiel keines vom Himmel. In dieser Wüste, Symbol der feindlichen Mächte und des Todes, war die elementare Erfahrung der Durst; die Sehnsucht, einmal die Grenze zum Land, wo Milch und Honig fliesst, zu überschreiten. Wir stellten unsere Zelte auf. Ja, sie boten Schutz, doch der Wind fuhr hindurch wie durch andere Zelte auch. Wir haben den Duft der Zitronen wahrgenommen und die Bitterkeit ihrer Schale geschmeckt. Wir haben den Hunger gespürt und gemerkt, dass wir ihn nicht selber stillen können.

Oftmals stand ich hungrig vom Tisch auf, ging mit einer grossen Einsamkeit im Herzen nach Hause. Lag es daran, dass die Gottesdienste zu sehr Ruhe und Trost versprochen, aber keine Unruhe, keine Trauer, weder Empörung noch Kritik, weder Sehnsucht noch Widerstand weckten? Haben wir uns zu sehr um die Intimität des Kreises bemüht und dabei das Fenster zur Welt geschlossen gehalten? Haben wir uns zu wenig gefragt, was unsere Leidenschaft ist? Und anstelle dieser Leidenschaft zu sehr die Attraktivität des gottesdienstlichen Erlebens in den Vordergrund gestellt?

Meine Religiosität und Theologie haben sich im Laufe der vergangenen zwanzig, dreissig Jahre verändert und sind abhängig von der jeweiligen lebensgeschichtlichen Situation. Die Suche nach Autonomie, nach Selbstdefinition, die Befreiung von einengenden Geschlechterzuweisungen haben den patriarchalen Gott entmachtet und von seinem Thron gestürzt. Die feministische Theologie hat in diesem Prozess vielen Frauen den Zugang zum Göttlichen, Orientierung und Selbstfindung ermöglicht, hat für mich aber jene tiefgreifende Frage nach der Existenz Gottes, nach Gotteserkenntnis und Gotteserfahrung letztlich unbeantwortet gelassen. Sie hat sich zu wenig mit den Fragen beschäftigt, die uns wirklich umtreiben, sich zu wenig mit dem auseinander gesetzt, was uns unbedingt angeht (Paul Tillich).

Es gibt Wörter oder besser Worte, die ich heute wieder aussprechen kann, deren Sinn ich wieder neu zu entdecken beginne: Was ist gemeint mit Barmherzigkeit Gottes? Was mit Demut, mit Frömmigkeit? Ich habe weit weniger Wörter aus meinem religiösen Sprachschatz gestrichen als ich angenommen hatte, und ich beginne, sie zu drehen und zu wenden und auf ihnen herumzukauen. Wörter, die durch die einseitigen Zuweisungen an das Geschlecht der Frauen enorm belastet sind und deshalb in vielen Jahren theologischen Arbeitens höchstens in einem entlarvenden Sinn gebraucht wurden. Soll man sie aufgrund ihrer Missbrauchsgeschichte nicht mehr aussprechen? Oder kann es ein neues Sprechen von alten Worten geben? Können wir es da wagen, auf alte Worte, Formeln und Formen zurück zu kommen, wo wir des Bruches fähig geworden sind?

In den Jahren des Theologiestudiums war es mir nicht möglich, eine Kontinuität mit jenen Erfahrungen, die ich als Kind und Heranwachsende in einem intakten katholischen Milieu gemacht hatte, herzustellen. Seit einigen Jahren merke ich, dass ich wieder daran anknüpfen kann, dass durch das feministische Reinigungsbad alte Worte, Bilder, Symbole, Formeln mir wieder zugänglich werden.

Gleichwohl fühle ich mich in einem doppelten Sinn fremd: fremd in der Kirche, wo ich herkomme, fremd aber auch in der FrauenKirche, die ich mitgestaltet und mitgeprägt habe. Eine Fremde im eigenen Land. Das erfüllt mich manchmal mit grosser Trauer. Ich spüre und benenne den Hunger, den ich nicht selber stillen kann. Und ich nehme noch etwas wahr: Es ist auch ein Zeichen von Weitergekommensein, wenn man das «nicht hier!» eines Ortes spürt. Das spricht ja eigentlich nicht gegen den Ort. Er lehrt mich das Ungenügen und die Bedürftigkeit und das tiefere Wissen darum, dass wir auf dieser Welt nie ganz zu Hause sind.

Li Hangartner, 1953, Leiterin der Fachstelle Feministische Theologie der FrauenKirche Zentralschweiz und der Veranstaltungsgruppe RomeroHaus Luzern, FAMA-Redaktorin.

1) Ingeborg Bachmann, *Frankfurter Vorlesungen. Probleme zeitgenössischer Dichtung*, München 1980.

2) In: *Zeitschrift für Mission*, Heft 4, 21. Jahrgang (1995), S. 267.

Ich tue immer noch und immer wieder dasselbe

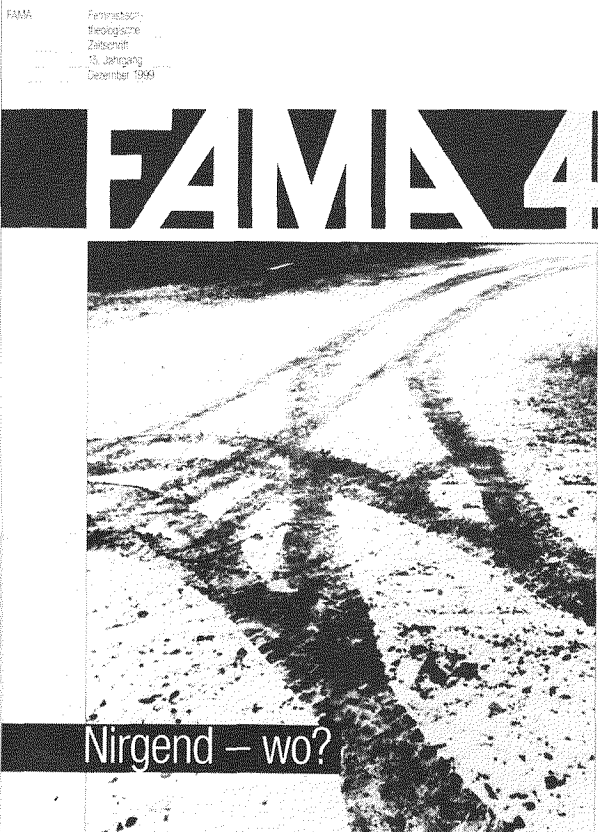
Monika Hungerbühler

Vor zwanzig Jahren war ich 25 Jahre alt und hatte gerade mein katholisches Theologiestudium nach vier Jahren Luzerner- und zwei Jahren Tübinger-Zeit abgeschlossen. In Tübingen hatte ich die feministische, aus den USA stammende Theologin Bernadette Brooten in einem von ihr angebotenen Seminar zu «Sexualität im frühen Christentum» kennen gelernt. Das Seminar war total überfüllt, das Interesse riesig. Über sechzig Frauen und einige Männer haben sich ein halbes Jahr in Texte vertieft und Seminararbeiten geschrieben. Genauso im Seminar von Leonard Swidler, der die These aufgestellt hatte: «Jesus war ein Feminist.»

Blühende Frauenbewegung

In Tübingen begegnete ich zum ersten Mal der Frauenbewegung: auf der Strasse, in Cafés, in Studentinnen-Buden, an Konzerten, in Filmen, auch in Hörsälen. Mit feministischen Ärztinnen lernten wir, uns selbst zu untersuchen, wir lasen in diversen Lesekreisen Frauenliteratur, trafen uns in Frauengruppen, diskutierten über Sex und Kinder ja oder nein und feministische Psychologie und betrieben auch aktiv feministische Theologie.

Mit Bernadette Brooten hatte ich gegen Ende meiner Tübinger-Zeit das Thema der Abschlussarbeit in Theologie gründlich besprochen. Mit der gesamten Literatur im Gepäck, den Kopf voller Ideen und das Herz voller Frauen-Elan, kehrte ich nach Luzern zurück und suchte den zuständigen Fachprofessor für alte Kirchengeschichte auf, der meine in Tübingen begonnene Arbeit begleiten und abnehmen würde. Doch das Ganze ging schief. Es folgte die Bruchlandung eines enthusiastischen Projekts in einem völlig anderen Umfeld. Mein feministisch-theologischer Beitrag zur Apostelin Thekla kam in diesem Fachbereich zu früh. Ich stiess auf grosses Unverständnis und konnte wichtige Erkenntnisse meiner Studien nicht in die Arbeit aufnehmen. Dennoch war und blieb ich stolz auf



meine Arbeits-Ergebnisse und liess mir meinen Elan nicht brechen.

Institutio, Gehorsam und Frauenpower

Ich war und wurde eine Theologin, die aus kirchlich einigermassen aktivem Umfeld stammte. Ich wollte damals in der Kirche arbeiten, Gutes und Sinnvolles tun, mich engagieren. In den letzten zwanzig Jahren nun hat sich die kirchliche Landschaft, innerhalb derer ich seither ganz oder teilzeitlich arbeite, verändert bzw. verengt.

1985, im kirchlichen Praxisjahr, waren wir sehr viele engagierte Frauen, und vieles schien damals möglich. Ich erinnere mich an zahlreiche wichtige Diskussionen unter uns Theologinnen und Theologen in unserem Kurs, die um die feministische Theologie kreisten. Als ich vor der Institutio (kirchliche Indienstnahme durch das Bistum) dem Bischof von Basel – damals Otto Wüst – Gehorsam versprechen musste, tat ich dies in einem Brief, in dem ich formuliert habe, wie ich Gehorsam verstehe, nämlich als gemeinsames, sich austauschendes Hinhören auf das Wort Gottes, die biblische Grundlage. Ich gehörte 1986 zum letzten Kurs, wo Institutio und Priesterweihe in einer gemeinsamen Feier gespendet wurden. Das sollte anschliessend nicht mehr möglich sein. Unsere Feier wurde massgeblich von uns Frauen mitgestaltet.

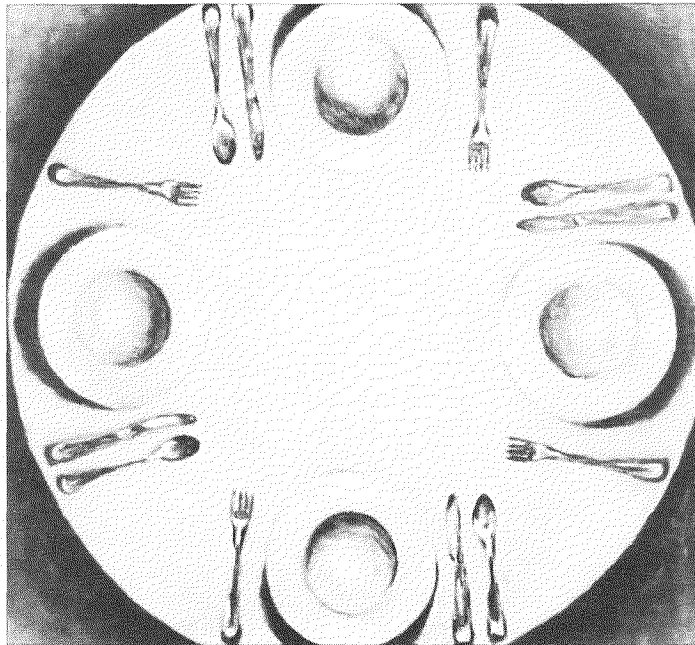
Einführungen in feministische Theologie

In meinen ersten Berufsjahren habe ich immer wieder feministisch-theologisch gepredigt, geschrieben und gesprochen. Viele Frauen auf vielen kirchlichen Frauen-Veranstaltungen formulierten ihren Ärger, ihre Wut, ihre Anliegen, ihren Durst, ihre Suche nach einer anderen Spiritualität, nach einem anderen Reden von Gott, nach einer anderen liturgischen Sprache, einer anderen Christologie ... Sehr oft habe ich irgendwo eingeführt in feministische Theologie und zahlreiche Kurse zu biblischen Frauenfiguren gegeben. In Trauungen, an Beerdigungen, Taufen, Segnungsfeiern, Jugendgottesdiensten und Fasten-Predigten floss die feministische Theologie ein.

Heute hat sich das Klima abgekühlt, manchmal spreche ich sogar von einer kirchlichen Eiszeit. Das Interesse an der Kirche wie auch an der feministischen Theologie ist geringer geworden. Trotzdem und immer noch predige und lese und spreche ich weiter, obwohl vom kirchlichen Aufbruch, auch vom Frauenaufbruch nicht mehr viel zu spüren ist. Es geht im Moment ums Durchhalten, ums Hüten der Glut. Die Qualitäten der hartnäckigen Syrophönikerin, die für ihre Tochter kämpft, sind gefragt.

FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
14. Jahrgang
September 1998

FAMA 3



Essen

Lebensatem von Frauen

Ich habe von Frauen, nahen Freundinnen, entfernt lebenden Dichterinnen, längst verstorbenen Mystikerinnen, engagierten Politikerinnen, mutigen Nonnen usw. feministische Theologien (im Plural) gelernt. Diese Blicke, diese Fragestellungen, diese Erkenntnisse, diese Kritiken und Neusetzungen prägten und prägen mich bis heute. Ich kann sie nicht mehr ablegen. Ich habe 1980 mit einem Taschenbuch von Elisabeth Moltmann-Wendel begonnen, und heute ist meine feministisch-theologische Bibliothek einige Meter lang. Wie viel habe ich gelernt und gewonnen! Die feministische Theologie in ihrer Vielfalt hat mir Lebensatem gegeben. Und immer noch und immer wieder sind es Frauen der Umgebung und der ganzen Welt, die mich motivieren, mich antreiben, mich erfreuen, mich mitleiden lassen, mich zum Nachdenken bringen. Manchmal wundere ich mich, dass ich immer noch weitermache. Was ist es denn, was mich treibt und freut und überzeugt? Ich sehe doch die Rückschläge, auch die Erstarrung, und

ich kenne meine nicht kleiner werden-den Fragen. Ich weiss auch um das Nicht-Wissen-Wollen, die Enge und Dummheit vieler.

Worte und Geschichten

Es sind die Frauen (auch die Männer), ihre Anliegen und Fragen, die Gewalt an ihnen, die mich immer wieder lesen und schreiben und predigen lassen. Es sind Gerechtigkeitssucherinnen, Gott-sucherinnen, Pilgerinnen, Friedensstifterinnen, Mystikerinnen, biblische Frauen und auch Männer.

In meinen Kommoden hat es viele Schubladen mit Worten und Geschichten, Liedern und Gedichten: Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, du bist mein; Gott ist meine Hirtin, mir wird nichts mangeln; mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen; nicht müde werden; die Töchter Zelofhads haben Recht; schön bist du meine Freundin; manchmal stehe ich auf; in Christus gibt es nicht Frau noch Mann; als Mann und Frau schuf Gott den Menschen; sofort stand sie (die Schwiegermutter des Petrus) auf und

diente ihnen (wurde Diakonin): die Mächtigen stürzt er/sie vom Thron und er/sie erhöht die Niedrigen; meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe; du bist das Wasser des Lebens; alle Tränen werden abgewischt; gebt dem Mädchen etwas zu essen; das neue Jerusalem; das Kind hüpfte in ihrem Leib; und sie feierten ein grosses Festmahl; nur eine Rose als Stütze ...

Ich bin immer noch da

Als ich mit dem Studium anfang im Herbst 1978, da fing auch Johannes Paul II seine Arbeit als Papst an. Er ist noch immer an der Macht, und auch ich bin immer noch röm.-kath. Theologin in einer Kirche, die zwar immer mehr Boden verliert bzw. deren Mitgliederzahl sich (mindestens in Basel) drastisch verringert, die sich aber auch notgedrungen verändern muss.

Von der kirchlichen Frauenstelle aus, die ich seit Anfang 2003 leite, spinne ich Fäden zu frauenbewegten Frauen jeder Konfession und jeder politischen Couleur. Ich entwerfe allein oder mit anderen Frauen neue, andere Liturgien in frauengerechter Sprache, stehe am 8. März hinter einem Stand für die 3. Schweizerische Frauensynode, die am 4. September in Basel stattfinden wird, ich demonstriere als Frau und Theologin gegen Gewalt an Frauen (vor kurzem ist in unserer Nachbarschaft eine junge Migrantin von ihrem Mann auf offener Strasse erschossen worden), ich biete (kostenlose) Seelsorge-Gespräche an in einer Kirche, die mitten auf einem sehr belebten Platz im Kleinbasel steht ... Ich bin am Schaffen und Wirken wie die Frau, die unermüdlich Sauerteig unter ihr Mehl mischt. Wie lange noch? Ich weiss es nicht. Aber ich brauche einfach Brot, und viele andere brauchen auch Brot.

Monika Hungerbühler, 1959, kath. Theologin, Seelsorgerin, Leiterin der Frauenstelle der Röm.-Kath. Kirche Basel-Stadt, FAMA-Redaktorin, Familienfrau.

Auf Stelzen gehen

Silvia Strahm Bernet

20 Jahre FAMA, 20 Jahre Feministische Theologie, dieses dünne Seil, das die Verbindung zur Theologie hielt, aber langsam zu reissen beginnt. Die Erinnerung an die Anfänge ist ein Zurückschauen auf Träume, auf leidenschaftliches Wünschen, auf eine Menge Pathos auch. Die Erinnerung an den Glauben, es liesse sich, wenn nicht die Welt, so doch ein Stück Sicht auf die Welt verändern. Die Euphorie, dass alles anders werden kann, weil es anders werden muss, erfasste ja nicht nur das eigene Leben, nicht nur das Arbeitsfeld Theologie und Kirche. Diese Leidenschaft für eine frauengerechtere Welt war rundum spürbar. Überall war sie zu finden, diese Expedition von Frauen in alle Bereiche von Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Politik, Kirche, gerade so als würde man all diese Welten neu entdecken, als hätte man sie vorher gar nicht gekannt. Vieles hat sich dank dieser Entdeckerinnen-Energie verändert, auch wenn ebenso vieles noch immer auszustehen scheint.

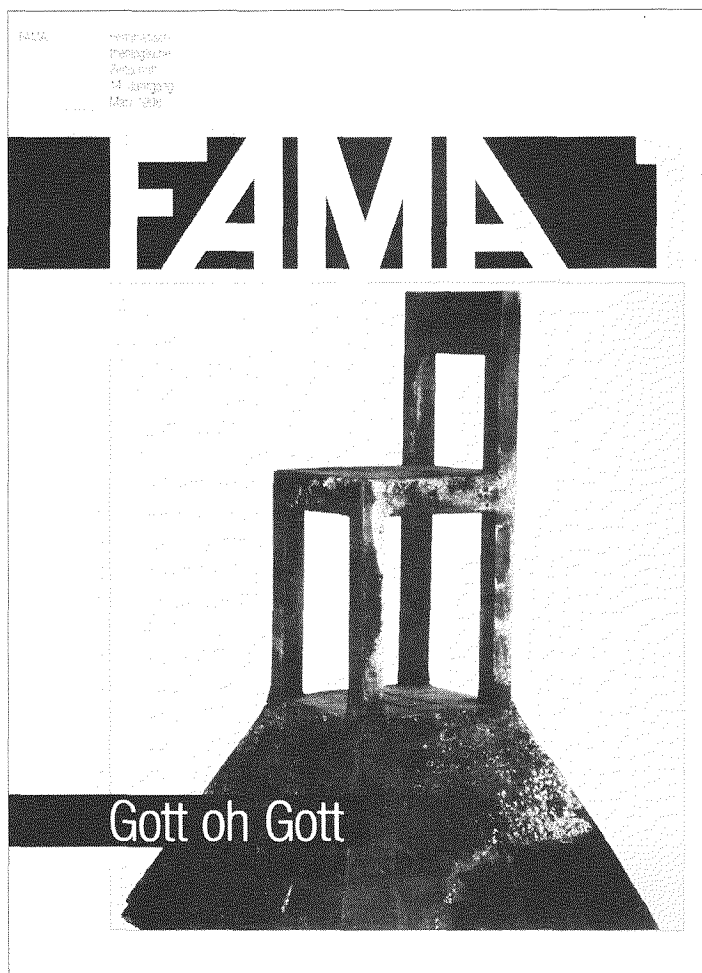
Zurückblicken ist aber nicht nur ein träumerisches Erinnern an das, was einen einst begeistern konnte und von dem man sich vielleicht längst entfernt hat. Zurückblicken ist eine anstrengende Arbeit des Sortierens, des genauen Hinschauens, des zurückhaltenden Urteils und des umsichtigen Vor-Augen-Führens dessen, was war, noch immer richtig ist und manchmal auch in Stücke gegangen ist.

Feministische Theologie zu betreiben war Mitte der 1970er Jahre für mich die einzige Möglichkeit, bei der Theologie zu bleiben. Und war, aus heutiger Sicht, doch eher ein Auf-Stelzen-Gehen. Ich gehörte zu jenen, die in ihrem Lebensgepäck weder Glauben noch Verkündigungsinteresse hatten. Ich wollte durch mein Studium einfach ein paar haltbare Antworten auf unerträgliche Fragen erhalten. Unerträglich einfache Fragen: Warum leben? Wofür? Wie leben ohne zu grosse Schuld auf sich zu laden? Wo-

her kommt all das Leiden in der Welt? Wie wird der Mensch dem Menschen ein wohlwollendes Wesen? Und was hat das alles mit Gott zu tun? Existiert in den Himmeln irgendetwas, das sich kümmert, um mich, um uns? Wieso gibt es etwas und nicht vielmehr nichts? Ich bin nicht weitergekommen, die Fragen sind nicht verschwunden, nur ihre Kraft hat abgenommen und die Dringlichkeit einer Antwort. Ich kann auch ohne leben. Im Nichtwissen kann man sich ein Leben einrichten, in dem der Schmerz über das Nichtwissen auszuhalten ist.

Die Feministische Theologie hat mir nicht geholfen, meine Fragen zu beantworten, sie hat mir meine Fragen präzisiert. Sie hat mich das theologische Gegenüber kritisch zu betrachten gelehrt. Sie hat mir geholfen, mich zu platzieren in einer Welt, die Männer geschaffen haben. Aber sie hat das Fundament, das fehlte, nicht zu bauen vermocht. Wie auf Stelzen bin ich über die Themen gestakst, etwas wackelig der Gang, und auch der Untergrund, der mir fremd gebliebene, war längst nicht mehr stabil und wankt inzwischen ebenfalls. Gott, Erlösung, Gnade, Sünde, Christus, Vergebung, Gericht, Heil, grosse alte Worte, die wie erratische Blöcke in der Welt stehen und Findlingen gleich noch an grosse Umwälzungen erinnern, an eine andere Welt, und doch Überbleibsel sind. Da hilft die Feministische Theologie nicht weiter. Nicht, weil der Feminismus passé ist oder die Theologie, sondern weil es schwer und schwerer wird, anzuknüpfen an einer Welt, die so weit weg scheint, die in ihren Worten, Symbolen, Ritualen zwar noch immer Vibrationen erzeugt, aber nur schwache. Die halten sich nicht im Leben, lösen lediglich ein melancholisches Sinnieren aus. Ja, da lebt noch etwas, ganz weit weg, in den untersten Schichten des biographischen Sedimentes, und es ist noch da, aber es nährt nicht, es ist eher ein schmerzhaftes Ziehen, die Erinnerung, dass etwas war, wenn auch nur ein feuriger Wunsch, nun aber unaufhaltsam entgleitet. Tot ist es noch nicht, nicht so lange es Lebenszeichen sendet, wenn auch ganz leise.

Natürlich bin ich mit viel Energie gestartet. Ich habe 1981 meine Diplomarbeit zum Thema Feministische Theologie geschrieben – die erste Arbeit zu diesem Thema in der Schweiz – und bekam vom Walter Verlag das Angebot, ein Buch dazu zu schreiben. So waren die Zeiten damals. Es gab in den 1980er Jahren einen grossen Run auf Frauen wie mich. Radio, Fernsehen, Zeitungen wollten Interviews, Porträts, Artikel, und zwar im Anschluss an die Römische Erklärung über die Nichtzulassung der Frauen zum Priesteramt (1976). Ich war mitten im Studium, als dieses Schreiben



veröffentlicht wurde. Es hat mich zur Feministin gemacht. Ich habe mich auf alles gestürzt, was es damals an Publikationen gab, habe viel gelesen, geschrieben und in Vorträgen und Tagungen weitergegeben. Es war eine ganz spannende Zeit.

Nichts davon ist verloren, es ist Teil des eigenen Zugangs zu den Dingen geworden. Den Feminismus wird man, ist man einmal infiziert, nicht mehr los. Man kann die Welt nicht mehr sehen, wie man sie vorher sah. Das ist nicht möglich. Man hat sich einen Satz Werkzeuge erworben, mit denen man die Dinge zu verstehen versucht. Und wenn man ehrlich genug ist, weiss man auch, dass manche Werkzeuge nicht mehr taugen und dass man neue braucht und dass auch die Dinge sich ändern, nicht nur man selbst. Aber wo muss man am einmal Erkannten festhalten, und wo wird daraus bloss Starrsinn und eine lebensverneinende Rigorosität? Eine Frage, die man nicht leicht los wird. Misstrauen, auch sich selbst gegenüber, bleibt einem nicht erspart.

Ich habe mich langsam wegbewegt von der Theologie. Die Göttin half mir nicht, da ich mit Gott nichts anzufangen wusste, ausser ihn zu kritisieren oder zu vermuten, es gäbe ihn sowieso nicht. Und doch ist da, wo Gott war, ein Loch, und das Loch existiert und es ist nicht nichts, sondern ein Mangel. Keine weibliche,

keine feministische Alternative deckt es zu, dieses Loch. Dass es in der Kirchengeschichte gute Frauen gab, dass Christus die Welt nicht ein für alle Mal erlöst hat, dass ich keine Opfertheologie will, sondern eine Auferstehungstheologie, dass es Jüngerinnen gab, die Weisheit weiblich ist und Maria die glückliche Erbin der antiken Göttinnen, all das ist wichtig zu denken, zu prüfen, weiterzudenken, aber wenn mir ein lieber Mensch einfach stirbt, dann stehe ich wieder am selben Ort und bin noch immer das Kind, das das nie akzeptieren wird. Und ich erinnere mich an dieses Bild, das Manès Sperber in seiner Autobiographie zeichnet: wie er als kleiner Junge auf das Dach seines Hauses geklettert ist und wütend Steine in den Himmel warf, damit Gott endlich eine Tür aufmache und hervorkomme und sich zeige.

Ich bin eine ungläubige Gläubige. Ich glaube nicht, was zu glauben ist, und bin doch in einem dauernden Gespräch mit ihm oder ihr. Ich lebe noch immer von religiösen Sätzen, Bildern und Musik. Aber ich lebe nicht mit ihnen. Sie tauchen nur sporadisch auf, ich hole sie hervor und ich staune, wie viel Leben sie erzeugen und Begeisterung und Anregung. Aber ich lege sie wieder weg, und sie gehen vergessen wie Gegenstände, die man aufbewahrt, in Sichtweite, und doch nicht mehr sieht. Ich schaue mir nach wie vor mit Begeisterung Kir-

chen an, ihre Bildgeschichten, die mir lieben Figuren, manch eine Pietà rührt mich noch immer zu Tränen und auch der Gekreuzigte vermag ihn immer wieder hervorzuholen, den kindlichen Schmerz über die Grausamkeit der Welt – ein Schmerz, der geblieben ist und sich nicht mildern lässt und mit dem man dennoch leben lernt, ohne es sich je zu verzeihen.

20 Jahre Feministische Theologie. Sie gehört zu meinem Leben, mein Leben hat sich mit ihr verändert. Hat mich mit Frauen zusammengebracht, meine Parteilichkeit für Frauenanliegen ins Leben gerufen, die nicht verschwindet. Verschwunden sind die grossen Hoffnungen. Die Erwartungen haben sich reduziert auf das Weitermachen, auch wenn die grossen Würfe nicht gelungen sind. Wir leben in einer Gesellschaft, die nicht mehr wirklich auf christlichem Boden geht, die Schritt um Schritt vergisst, was diesen Boden einmal ausmachte. Die Feministische Theologie aber baute ihr neues Haus auf diesem Fundament, anders, neu, mit anderem Material, aber trotzdem auf der Basis des Christentums. Sie steht und fällt mit dem Fundament, das hält oder ins Rutschen gerät. Man braucht eine starke Hoffnung und einen festen Glauben, wenn man dagegehalten will. Mir gelingt das nicht. Skeptikerinnen sind im Nachteil, wenn das, was sie bezweifeln, schwimmt, sich auflöst. Wenn alles in Bewegung ist, dann kann man nur noch den Kopf über Wasser halten, aber keine grossen Visionen mehr entwickeln. Die Hoffnung reduziert sich darauf, nicht unterzugehen. Das klingt ein wenig erbärmlich. Und ist doch für eine wie mich nicht nichts, sondern der Angelhaken, der noch immer in dem steckt, wonach ich mich trotz allem sehne.

Wie schade, dass man, um zu Gott zu gelangen, durch den Glauben hindurch muss, hat Cioran einmal geschrieben. Wie schade, dass alles so schwierig ist und Gott nicht wie ein weiches, warmes Bett, dem man Nacht für Nacht sein Leben anvertraut. Die Feministische Theologie hat mir viele Türen geöffnet, mein Leben mitgestaltet, beruflich und intellektuell viel ermöglicht, aber die eine Tür, die Tür zu dem, was mich unbedingt angeht, hat sie mir nicht gezeigt. Ihre Weisheit hat in mir keinen Wohnsitz gefunden. Aber das macht vielleicht auch nichts. Die Wände meines Hauses sind dünn. Türen und Fenster manchmal weit offen und mit ein bisschen Glück sind meine Lampen irgendeinmal zur rechten Zeit angezündet.

Silvia Strahm Bernet, 1955, ist freischaffende Theologin und Publizistin, FAMA-Redaktorin und arbeitet in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Frei zu lieben

Jacqueline Sonego Mettner

Die feministischen Analysen, die wir uns vor gut zwanzig Jahren in den Frauen-Gesprächsgruppen an der Hochschulegemeinde in Zürich und bei den feministischen Theologinnen an der theologischen Fakultät aneigneten, zeigten mir, wie sehr Frauen in Bilder und Klischees gezwängt wurden. Brillant beschrieben von Virginia Woolf, die den Be- und Zuschreibungen von Männern über Frauen nachgeht und das «Zimmer für sich allein» fordert – der Ort, den wir selber wählen, selber gestalten, aus dem heraus wir selber Welt gestalten können. Ich befasste mich mit den in allen Bereichen wirkmächtig gewordenen Zuschreibungen der Frau als Naturwesen, deren Bestimmung die Mutterschaft ist. Die Frau sei durch ihre Leiblichkeit, durch ihr Gebären und Nähren näher bei der Natur als der Mann. Seine Bestimmung sei es, die Beschränkungen der Natur zu überwinden und eine Welt des Geistes und der Freiheit, die Kultur eben, aufzubauen und zu gestalten. Die Frau als Naturwesen wurde entweder verteufelt oder vergöttlicht: zur feindlichen Macht verzerrt, die eingedämmt, unterdrückt, gezähmt werden musste, oder dann angebetet in ihrer Reinheit, Unschuld und Milde. Ob so oder so: Die Frauen als individuelle Menschen mit ihren Wünschen, Begabungen, Widersprüchen, Bedürfnissen und Fragen wurden nicht ernst genommen, bekamen keinen Platz in der Welt der so genannt menschlichen, tatsächlich aber nur männlichen Kultur.

Raum öffnendes Bilderverbot

Die Theologie war mir wichtig. Zum einen erkannten wir feministischen Theologinnen, wie sehr in theologischen Entwürfen und Systemen das patriarchale Denken Eingang gefunden hatte. Wie den Frauen theologisch der Platz «als Gehilfin» des Mannes, ihm «untertan», zugewiesen wurde und wie die Frauen dann in allen Überlegungen zur Freiheit und Verantwortung des Menschen nicht mehr vorkamen. Zum

andern aber vertrauten wir trotzdem auf das kritische befreiende Potenzial in der biblischen Tradition. Das Bilder- verbot war mir wichtig. Genau so wenig wie Gott sich fassen und beherrschen lässt mit einem Bild, das Menschen sich von ihm machen, genau so wenig lassen Menschen – und das heisst auch Frauen – sich fassen und beherrschbar machen mit Zuschreibungen, Zuordnungen, fest gefügten Erwartungen und Beschränkungen. Menschen und Gott brauchen Raum und die Offenheit, um «in der Schwebel des Lebendigen» (Max Frisch) bleiben und sich entfalten zu können.

Paulus – anders lieben

Die Entdeckung von ermutigenden biblischen Frauengestalten, von Maria als Prophetin und Vorbild im Glauben, von Maria Magdalena als der ersten Zeugin der Auferstehung, von Frauen wie der zur Alleinerziehenden verstossenen Hagar, zu der als erster Frau Gott direkt spricht, von den Hebammen Pua und Schifra, die den Anfang zum Widerstand und der Befreiung aus dem Sklavenhaus in Ägypten legen, dies alles war mir weniger wichtig als die Aneignung der paulinischen Theologie mit

ihrem für Frauen befreienden Potenzial. Paulus lehrt, dass Menschen befreit werden zu lieben. In Jesus Christus sehen und glauben sie Gott, der bedingungslos liebt. So vertrauend werden Menschen frei, selber zu lieben. Lieben heisst nicht «nett» sein, gefällig sein, zu Diensten sein. Lieben geschieht nicht in der Absicht, auch geliebt zu werden, Gefallen und Applaus zu finden. Viele Frauen machen sich abhängig davon, bei anderen Gefallen zu finden und fallen darum immer wieder in «Liebesfallen». Wer sich von Gott geliebt weiss, wird frei, dort zu lieben und so zu lieben wie sie es möchte und kann. Sie wird sich anstecken lassen von Gottes Liebe und Leidenschaft für das Leben, und diese gehen über den privaten Bereich, der den Frauen über Jahrhunderte verordnet wurde, weit hinaus. Streitbarkeit in Politik, Wirtschaft, Arbeitswelt, Kirche, Erziehung und Bildung wächst aus dieser Liebe und inneren Freiheit. «O je, jetzt sollen die Frauen nicht nur drinnen, am heimischen Herd alles in Ordnung bringen, jetzt sollen sie auch noch draussen alles wieder heil machen.» Der Einwand, vehement und scharfsinnig vorgebracht von Christina Thürmer-Rohr ist berechtigt. Für mich

FAMA Feministisch-theologische Zeitschrift 13. Jahrgang Dezember 1997

FAMA 4



**Inkarnation
im Frauenleib**

brachte die Beschäftigung mit Paulus dazu etwas Zweites: Den Abschied vom Zwang zur Perfektion. Menschliche Liebe zeichnet sich durch Unvollkommenheit aus. Auch Frauen haben das Recht, Fehler zu machen, kurzfristig zu sein, ungeduldig und vieles mehr. In diesem Sinn können wir «tapfer sündigen» (Luther) und damit streitbar sein, drinnen und draussen, ohne Vollkommenheitszwänge, aber mit Lust und Mut.

Würde menschlicher Bedürftigkeit

Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen. Verstärkt hat sich bei mir in dieser Zeit ein dritter Aspekt der feministischen Theologie: die Überzeugung, dass Gott Menschen braucht, dass sie sich in Beziehungen ereignet, dass Menschen gerade in ihrem Angewiesensein auf andere stärker von Gottes Kraft berührt werden. Frauen sind dafür oft sensibler – vermutlich durch ihre grösseren Erfahrungen im Zusammenhang mit der Geburt, im Zusammenleben und der Verantwortung mit Kindern, in der Pflege und dem Beistand bei Krankheit, Sterben und Tod. Frauen haben oft einen geerdeten Zugang zur Würde der menschlichen Bedürftigkeit. Diese Würde der menschlichen Bedürftigkeit gilt es heute stärker denn je einzubringen in den gesellschaftlichen Diskurs, der zunehmend von einem blossen Kosten-Nutzen-Denken geprägt ist. Alte, pflegebedürftige, demente Menschen zum Beispiel – es sind mehrheitlich Frauen – sind nicht nur Wesen, die Kosten verursachen; sie sind zuerst und vor allem Menschen mit ihren je eigenen Geschichten, mit ihrer Fähigkeit, ihr Leben in den verbleibenden Grenzen zu gestalten, mit ihrem Potenzial bei andern Menschen Betroffenheit, Kraft, Hilfsbereitschaft, Dankbarkeit, Traurigkeit, Lebensfreude, Nachdenklichkeit und Tiefe zu verursachen.

Unsere Gesellschaft droht auseinander zu fallen, in so genannte Gewinner und Verlierer gespalten zu werden, wobei die Frauen in alte Schranken gewiesen werden. Ein rüpelhafter Ton ist politisch salonfähig geworden. Als feministische Theologin will ich so von Gott und von den Menschen sprechen, dass ihr Geheimnis und ihr Recht auf Schutz, Zärtlichkeit und Respekt bewahrt und gefördert werden. Ich will, dass das nicht nur innerhalb von einzelnen Institutionen wie Pflegeheimen, Hilfswerken oder Familien geschieht, sondern zu den verbindlichen und prägenden Grundwerten unserer Gesellschaft wird. Es bleibt viel zu tun.

Jacqueline Sonego Mettner, 1961, verheiratet, fünf Kinder, evangelisch-reformierte Pfarrerin in der Gemeinde Maur bei Zürich, FAMA-Redaktorin.

Um-werten und Wert-schätzen

Ursula Vock

Als Mittelschülerin machte ich vor 20 Jahren erste feministische Gehversuche, die in der Opposition gegen das autoritäre Verhalten meines Vaters und das zu Hause gelebte Familienmodell wurzelten. Frauenmusiktage, wo wir Schülerinnen die Werke von Komponistinnen ausgruben und aufführten, die Suche nach einer frauenbewussten Gynäkologin, die Lektüre von Simone de Beauvoir für die Französischmatur waren wichtige Stationen. Offensichtlich war das Thema Feminismus damals an genug Orten präsent, dass ich als junge Frau mit einem diffusen Unbehagen an verschiedenen Orten daran andocken konnte, ohne im Hinterher ein einzelnes Ereignis ausmachen zu können, das mich zur Feministin bekehrt hätte.

Schwerpunkt

Androzentrismuskritik

Prägend war wohl, dass ich den Feminismus nicht im Rahmen von Kirche und Theologie kennenlernte. So faszinierten mich auch als junge Theologiestudentin feministische Theorieansätze grundsätzlicher Art, die den Androzentrismus des so genannt objektiven, wertneutralen universitären Denkens aufzeigten.

Feministisch-theologische Texte fand ich dann spannend, wenn sie diese Kritik aufnahmen und sie auf grundlegende Glaubensaussagen bezogen und diese aus Frauensicht neu zu fassen versuchten. So etwa die Christologie (Brauchen Frauen einen männlichen Erlöser?), die Kreuzestheologie oder das Verständnis von Sünde und Gnade. Die Theologinnengruppe an der Fakultät in Zürich erlebte ich dabei als intensive Gesprächs- und Lerngemeinschaft, wo ich von den Frauen der oberen Semester viel profitierte.

Das Denken soll mir keine(r) nehmen

Der Kontakt zur (Zürcher) Frauenkirchsbewegung blieb im Unterschied dazu auf einzelne Begegnungen be-

FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
17. Jahrgang
November 2004

Du darfst

schränkt. Wir Frauen von der Theologinnengruppe legten einen strengen Massstab an die Kirchenfrauen an – wir fanden sie zu bürgerlich und wir kritisierten, sie seien zu bauchlastig – Frauen sollten sich doch nicht selber wieder aufs Gefühl festlegen.

Ich selber hatte die Lust am Denken entdeckt und wollte mir diese von keiner Seite mehr nehmen lassen – weder von Professoren, die die Wissenschaftsfähigkeit feministischen Denkens in Frage stellen, noch von Frauen, die diese nicht für erstrebenswert hielten. Ich wollte neue Zugänge finden zu meiner Erfahrung, sie verstehen und in einen grösseren Zusammenhang einordnen können. Erfahrung alleine reichte mir nicht.

Frauen ins Zentrum stellen

Vielleicht sind es im Wesentlichen zwei Denkansätze innerhalb des Feminismus, die mich am meisten geprägt haben: das Konzept der Mittäterschaft von Frauen und später dann der Denkansatz der Frauen um den Mailänder Frauenbuchladen und die Philosophinnengemeinschaft Diotima. Im Zentrum beider Ansätze steht ein radikaler Blickwechsel weg vom Mann hin auf Frauen – allerdings mit unterschiedlichen Bewertungen. Schonungslos rückte Christina Thürmer-Rohr die eigene Verstrickung von Frauen ins patriarchale System ins Zentrum.¹ Befreiend daran empfand ich, dass frau nun nicht länger darauf warten musste, dass Männer sich verändern, sondern

die Veränderung bei sich selber beginnen konnte – angefangen bei Denk- und Gefühlsstrukturen bis hin zu konkretem Alltagsverhalten. Endlich aufhören, den Mann zum Massstab aller Dinge zu machen – allerdings ohne die Illusion, frau finde jenseits des Patriarchats einen Raum, in dem sie sich beheimaten könne. Mut zur Hoffnungslosigkeit, Aushalten der Leere – darin lag eine grosse Kraft.

Lust und Liebe zur Welt

Doch ist Veränderung möglich, solange ich nur weiss, was ich nicht mehr will – aber noch nicht im Blick habe, wie es werden soll? Bei der Relektüre ihrer Texte finde ich angedeutet, dass Thürmer-Rohr an die Leerstelle doch etwas setzte, nämlich die (im Patriarchat gezähmte) Lust und Liebe von Frauen zur Welt. Wenn Frauen sich ihre Lust nicht beschneiden oder (auf Mann und Kinder) beschränken lassen, sondern ein erotisches Verhältnis zur Welt entwickeln, ist das ein Akt des Widerstands.²

Hier setzt das Denken der «Italienerinnen» an. Ein eigenständiges Verhältnis zur Welt aufzubauen gelingt ihrer Ansicht nach Frauen nur, wenn sie sich dafür auf andere Frauen beziehen. Ohne diese Vermittlung bleibt frau innerhalb des patriarchalen Bezugssystems. Sowohl das «gleich wie» als auch das «anders als» sind immer auf das Konzept Mann bezogen. Indem Frauen sich aufeinander beziehen und ihren Wert anerkennen, wird Frausein nicht länger mit Minderwertigkeit gekoppelt, Mannsein nicht länger mit Mehrwert.

Das Ende des Patriarchats – der Anfang einer gewaltig grossen Aufgabe

So hebeln Frauen das Patriarchat aus: «Das Patriarchat ist zu Ende» – wenn Frauen es nicht mehr wollen, ihm keine Macht mehr über sich geben.³ Als Theologin erinnert mich dieser Gedanke an die Rede vom Reich Gottes, das schon angebrochen ist und doch noch nicht greifbar. Die «Italienerinnen» verbinden denn auch mit dem Ende des Patriarchats nicht einen idealen Weltzustand, sondern den Anfang einer gewaltig grossen Aufgabe.⁴

Dürfen Frauen nicht-wollen?

Am Ende meines Studiums entschied ich mich gegen eine Assistenzstelle an der Uni, weil ich nicht länger der Anerkennung der männlichen Professoren nachrennen wollte. Nach fünf Jahren in einem gesamtkirchlichen Betrieb als einzige Frau in der Geschäftsleitung wechselte ich bewusst in ein Pfarramt. Aus einer Gleichstellungsperspektive kämen diese zwei Entscheide einer Kaputulation gleich. Schliesslich hätte ich die Chance gehabt, den Frauenanteil an

Orten zu erhöhen, wo Frauen in der Minderheit sind. Und hätte dort feministische Anliegen einbringen können. Ich jedoch hatte das Gefühl, gegen Windmühlen anzukämpfen und dabei geistig und emotional zu verkümmern. Muss frau Gelingen oder Scheitern des Feminismus in erster Linie an erreichten Rechten oder Kaderpositionen in Politik und Wirtschaft festmachen? Oder müssen wir endlich anfangen, das, was Frauen an ganz unterschiedlichen Orten schon lange tun oder vielleicht auch bewusst nicht tun wollen, anders zu bewerten und das, was Frauen tun als Politik der Frauen verstehen? So würden es die «Italienerinnen» machen.

Für mich persönlich jedenfalls ist die Bilanz in erster Linie positiv. Ich kann nun meine Stärken in meiner Arbeit einbringen. Ich sehe Sinn in dem, was ich mache.

Wert-schätzen

Nach vier Jahren Pfarramt sind Frauen an mich gelangt mit dem Wunsch, die Bibel aus Frauensicht zu lesen. Wir haben angefangen mit Bibeltexten zur

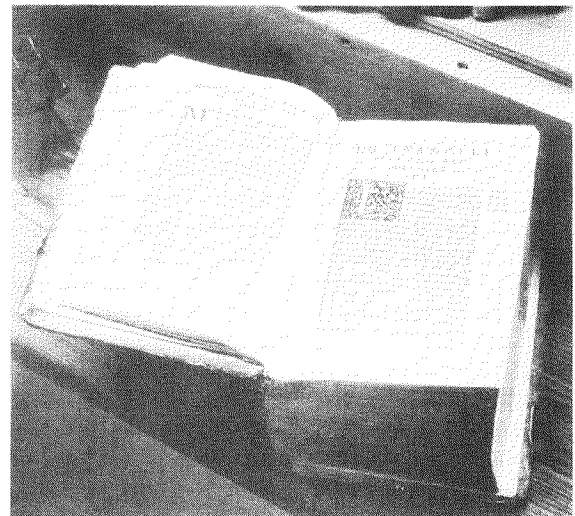
Geburt von Jesus, wo Frauen die Geburt einer neuen Zeit einleiten und Gott zur Welt bringen. Aus der Perspektive der Anfangsgeschichten verknüpfen wir Tod und Auferstehung von Jesus in den Erzählungen von den Frauen am Grab mit Geburtswehen und Geburt.⁵ Die Frauen melden mir zurück, wie gut ihnen diese Abende täten. In diesen wenigen Zeilen ausgedrückt, kann das reaktionär klingen: Frauen werden wieder mal aufs Gebären festgelegt. Mir geht es jedoch um einen Perspektivenwechsel. Welchen Ereignissen messen wir Bedeutung zu? Der grossen Weltpolitik (als Hintergrund der Geburts geschichten) oder dem Neuen, das sich in einer Geburt ankündigt? Dem Ende, wie es die Schultheologie macht, oder auch dem Anfang Jesu, an dem wie bei uns allen eine Mutter steht?

Um-werten und Wert-schätzen sind vielleicht adäquate Worte für das, was für mich heute feministische Theologie ist. Immer wieder geht es darum, was Ina Praetorius als Methode der Enttrivialisierung⁶ beschrieben hat. Gemeinsam mit Frauen (weniger häufig auch

FAMA

5. Jg.
Nr. 3
September
1989

Feministisch - theologische Zeitschrift



WENN FRAUEN KRITISCH DIE BIBEL LESEN

mit Männern) suche ich nach Worten für ein Leben, das nach gängigen Massstäben oft unbedeutend erscheint. Dabei möchte ich auch einem «klassischen» Frauenleben gerecht werden, das um Familie, Haus und Garten kreist. Ich kann nicht mehr davon ausgehen, dass das notwendig Orte weiblicher Unfreiheit sind, auch wenn ich selber die Reduktion darauf als solche erleben würde. Die «Italienerinnen» sprechen in diesem Zusammenhang von der zivilisatorischen Arbeit von Frauen.⁷ Ihr gebührt Wertschätzung, was nicht heisst, diese Arbeit müsse auf Frauen beschränkt bleiben. So bleibe ich auch hellhörig darauf, wo Frauen sich tatsächlich unfrei und in ihren Wünschen beschnitten fühlen. Es braucht beides: Wertschätzung dessen, was ist, und eine Ahnung davon, dass das, was ist, nicht das einzig Mögliche ist.

Versuche, anderes zu sagen

Die pfarramtliche Arbeit legt es nahe, dass ich es nicht bei der Kritik bewenden lassen kann. Ich bin gezwungen, etwas auszusagen, das weiterweist, und muss meine Skrupel ablegen, es sei noch gar nicht möglich, über die patriarchale Ordnung Hinausweisendes zu sagen.

Wann und ob dieser Schritt gelingt, weiss ich oft selbst nicht genau. Doch finde ich es spannend, zusammen mit vielen anderen und aufbauend auf einer unterdessen vielfältig sich ausdifferenzierenden feministisch-theologischen Literatur, an einem neuen Sprach-, Denk- und Glaubensgebäude mitzubauen, das nicht mehr das «Haus des Vaters» ist. Das Gebäude steht noch nicht, die Pläne werden laufend angepasst, doch Steine für den Bau sind überall zu finden.⁸

Ursula Vock ist 39 Jahre alt, verheiratet und evangelische Pfarrerin auf einer 80%-Stelle im Kanton Aargau, zusammen mit einem Kollegen, der auch 80% angestellt ist, sowie FAMA-Redaktorin.

- 1) Christina Thürmer-Rohr: *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin 1987.
- 2) Christina Thürmer-Rohr: *Lust-Verlust der Frau – ein Wundmal*, in: *Basler Magazin* Nr. 47/88, S. 6-7.
- 3) *Libreria delle donne di Milano. Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall*. Rüsselsheim 1996.
- 4) A.a.O. S. 66
- 5) Vgl. dazu: Lucia Sutter Rehmann, *Vom Mut, genau hinzusehen*. Luzern 1998. Kap. V u. VI.
- 6) Vgl. Ina Praetorius, *Skizzen zur feministischen Ethik*. Mainz 1995. S. 58 ff.
- 7) *Libreria delle donne di Milano. a.a.O.*, S. 39f.
- 8) Vgl. Ina Praetorius, *Anderes sagen. Ein Text zum Gewaltthema*, in: *Dies., Zum Ende des Patriarchats. Theologisch-politische Texte im Übergang*, Mainz 2000, S. 43.

Theologie ist Biographie oder: Nähe und Distanz

Irina Bossart

Der Auftrag lautete: Rückblick auf 20 Jahre Feministische Theologie aus subjektiver Perspektive. Vor 20 Jahren? Hat mich damals Theologie – Feministische Theologie gar – schon beschäftigt? Vor zwanzig Jahren besuchte ich eben erst das Progymnasium der Missionsgesellschaft Bethlehem in Immensee. Bis dahin hatten mich theologische Fragen kaum tangiert. Meine Familie ging nicht zur Kirche. In religiöser Hinsicht war ich unbelastet und unbedarft. Mit dem selbst gewählten Kontextwechsel (vom Rheintal in die Innerschweiz) eröffneten sich jedoch neue Erfahrungsräume und Denkfelder. Haben sie Früchte hervorgebracht? Um dies zu ergründen, hob ich meine alten Tagebücher, mein «geistiges Archiv» sozusagen, aus der Versenkung.

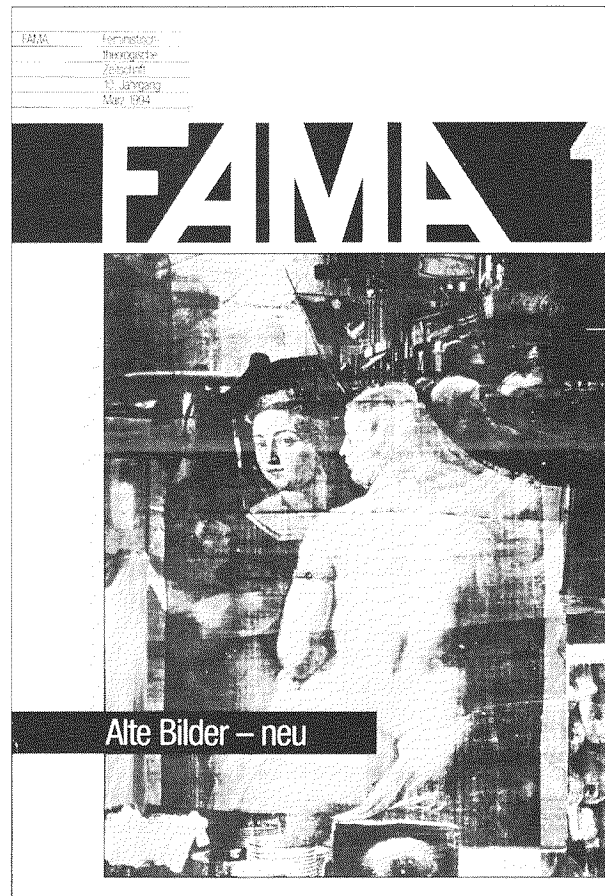
Vor-Urteile

Bereits nach kurzem Blättern – und Schwelgen! – fand sich ein hineingelegter Zettel, worauf ich, gerade mal 15-jährig, Antworten auf eine im Religionsunterricht gestellte Frage – «Was erwarten junge Menschen von der Kirche?» – notiert hatte. Nebst jugendlich direkter Kritik an Papst, Pfarrern («brave Männlein») und Sonntagskirchgang, ist da zu lesen: «Vielleicht müsste man auch hier dafür sorgen, dass Frauen gleich viel Rechte in der Kirche haben oder dass kath. Pfarrer heiraten dürfen.» (Mai 1984) Oh! Neugierig geworden, las ich stichprobenartig weiter. Unter dem 21. August 1986 entdeckte ich folgenden Eintrag: «Ich denke viel an Gott; wenn er [sic!] z.B. das Gefühl, das Glück oder die Liebe ist, warum bete ich dann zu ihm, wie zu einer Person? [...] Sein Geist ist vielleicht unsere Kraft des Erstrebens von Friede, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit [sic!].» Der Gedanke steht unvermittelt zwischen eher belanglosen Tagesereignissen. Und noch ein Jahr später, am 3. Juni 1987, hatte ich festgehalten: «Ich glaube nicht, jemals Theologie zu studieren [...]. Klar interessiert es mich, aber mehr Befreiungstheologie, Prophetie, eine kritische Auseinandersetzung. [...] Zuerst Grundla-

gen, europäische Kopftheologie – ich glaube, ich wäre unbefriedigt.» Aus heutiger Sicht mögen solche grossspurigen Statements amüsieren. Gleichzeitig überraschen sie mich. Werden doch darin Grundtöne wahrnehmbar, die sich bis in die Gegenwart durchgehalten haben. Die Figur des Propheten – und nun auch der Prophetin – fasziniert und inspiriert mich nach wie vor. Prophetie als sensible Zeitwahrnehmung, als schonungs- und vor allem auch furchtlose Kritik an falschen Ideologien und Idolen («Götzen») sowie als sehnsüchtig-träumerische Visionen von einer «anderen» Welt, in der alle die Chance haben, ihr Leben zu entfalten. Dasselbe gilt auch für die Theologie der Befreiung. Ihr programmatischer Dreischritt: Entrüstung, Analyse/Reflexion und Handeln wirkt noch immer anregend.

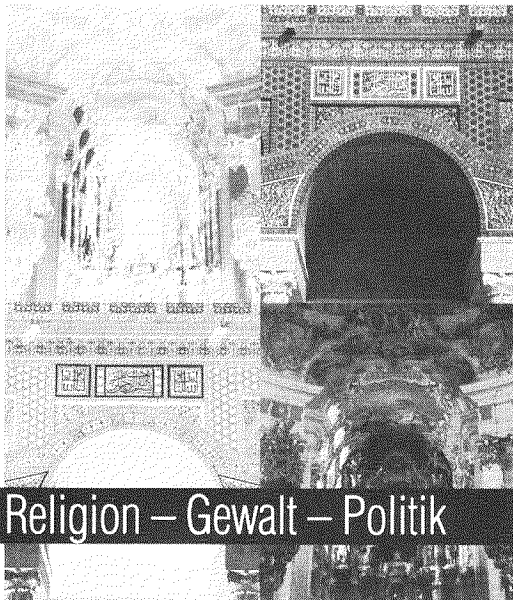
Interesse und Abkehr

Die Lust an der Theologie wurde bei mir geweckt und genährt durch Begegnungen mit glaubwürdigen Menschen. Auch die (Leidens-)Geschichten von Frauen und Männern aus der so genannten 3. Welt, die weit weniger privilegiert waren als wir, berührten mich. Woher nahmen sie ihre Kraft, ihren Mut, ihre Zärtlichkeit auch? Noch als Gymnasiastin besuchte ich einführende Kurse in Befreiungstheologie ('87) und Feministische Theologie ('88) – letzterer bei Li Hangartner und Silvia Strahm. Trotz meinem jugendlichen Interesse an der Theologie entschied ich mich (nach einem handwerklichen Interludium) für das Studium



Alte Bilder – neu

FAMA 2



Religion – Gewalt – Politik

der Geschichte. Darin sah ich am ehesten die Themen repräsentiert, die mich interessierten. Sie spiegeln sich in Veranstaltungstiteln wie: «Die Schweiz und die 3. Welt», «Christen, Ketzer, Juden, Heiden», «Armut während der Frühen Neuzeit», «Hunger und Hungern», «Cherchez la femme – die Bundesstaatgründung 1848», «Gleichheit und Differenz» oder «Das Interesse am Gemeinwohl». In der Geschichtswissenschaft ist zu lernen, dass es ohne Differenzierung nicht geht und dass es keine absolute Wahrheit gibt, nur momentane Wahrheiten, die sich durch neue Erkenntnisse verändern. (Bergier) Bei der Rekonstruktion vergangener Lebenswelten stellen sich Fragen um Deutungskonzepte und Definitionsmacht. Geschichte kann in nationalem Kleid oder als Fortschrittsmythos heilsgeschichtliche Züge annehmen. Endgültige oder «letzte» Antworten wurden mir suspekt. Umgekehrt birgt der Untergrund der Geschichte Relativierungen und Alternativen zu dem, was geschichtsmächtig geworden ist. Darin steckt ein kritisches Potenzial, aus dem heraus Anfragen an die Gegenwart gestellt werden können. Von der Frauen- und Geschlechtergeschichte habe ich gelernt, dass es nicht ausreicht, Erfahrungen und Handlungsräume von Frauen als Ergänzung der «Allgemeinen» Geschichte hinzuzufügen, sondern dass es neue analytische Kategorien braucht, dass es notwendig ist, die Quellen gegen den Strich zu lesen und bisher unbeachtete Quellen in die Rekonstruktion ein-

zubeziehen. Heute steht mir das Konzept der Alltagsgeschichte nahe: Sie strebt eine Umkehrung der Erkenntnisinteressen an: statt Strukturen und «grosser» Geschichte stehen Erfahrungen und soziale Praxis von solchen Menschen im Vordergrund, die lange Zeit in der Geschichtswissenschaft nicht vorkamen bzw. hinter den Strukturen verschwunden sind. Geschichte wird dadurch pluraler, aber auch kontingent(er).

Rückkehr und «Transmission»

Menschen und ihre Geschichte(n), gerade auch ihre Erfahrungen mit dem Göttlichen, führten mich zurück zur Theologie. In der Armutsbewegung oder der Frauenmystik des Hoch- und Spätmittelalters, in der Reformationszeit oder in pietistischen Zirkeln des 17. Jahrhunderts, um nur ein paar Beispiele zu nennen – überall zeigt sich Spuren einer narrativen Theologie: Erzählungen von Menschen, die mit ihren Lebensentwürfen und mit Hingabe versucht haben, das Evangelium konkret zu machen (und dadurch auch Gottesgeschichte schrieben). Ausgerüstet mit dem Instrumentarium der Historikerin nahm ich nun doch das Theologiestudium auf. Dabei ergaben sich schnell Berührungspunkte mit der Feministischen Theologie. Ihre Option für die Perspektiven und Erfahrungen von Frauen sowie ihre «Hermeneutik des Verdachts» waren auch mir – in anderer Terminologie – Programm. In feministisch-theologischen Lektüregruppen diskutierten wir die neuen Ansätze und versuchten sie durch Veranstaltungen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. «Transmission» wäre hierfür vielleicht ein neuer missiologischer Begriff (!), im Sinne des lateinischen transmittre (= übersetzen, übergeben, anvertrauen). Frauenstadtrundgänge erwiesen sich für diese Vermittlungsarbeit als besonders geeignet. Die feministisch-theologische und historische Forschung fördert(e) viel Material zu Tage, auf das wir dankbar zurückgreifen konnten. Es bereitete Freude, die in die eigene Umgebung eingeschriebenen Traditionen, seien es nun Marienstatuen auf Brunnstöcken oder eine gemalte Susanna-Geschichte am Rathaus, neu und anders zu lesen, erinnernd und zukunftsweisend zugleich. Wir versuchten gleichsam (Himmels-) Fenster zu öffnen, die den Blick auf «andere Wirklichkeiten» freigaben. Damit konnten wir immer wieder Menschen überraschen – das war das Schönste.

Von Logos und Pathos

Als Historikerin, aus Distanz wahrer Werte, faszinieren mich Wege und Umwege des Logos in der Theologie (zum Teil widern sie mich auch an): Dichte Erzählungen, scharfsinnige Argumentationen, dogmatische Begründungen, geistreiche Reden. Als Theologin jedoch ist mir das Pathos näher (paradox?): Pa-

thos in seinem breiten Wortsinn von Leid(en), Erlebnis, Leidenschaft und Begierde. Immer wieder verstört mich eine Welt- und Religionsgeschichte – sie greift ja bis in die Gegenwart hinein –, durch die sich gleichsam als roter Faden eine Blutspur zieht. Gleichzeitig aber gibt es intensive Momente der Ergriffenheit, lichte Augenblicke voller Lebendigkeit und Lebensmut, die einmünden in eine unbändige Lebensleidenschaft und die einen Hauch Zeitlosigkeit verströmen. Momente solch geschenkten Glücks hiessen in theologische Sprache übersetzt vielleicht «Gott geschieht» (Sölle). Das hat sich dann allerdings dahingehend zu bewähren, dass aus dem widerfahrenen Theopaths eine verbindliche, wenn auch fragmentarische Theopraxis wird ...

Sich irritieren lassen

Und nun, als Lehrerin am Gymnasium, heisst es vor allem Erschliessungs- und Übersetzungsarbeit leisten: Nicht nur im Hinblick auf das Christentum (da gibt es kaum mehr Selbstverständlichkeiten: Ostern – was bedeutet das? Pfingsten – keine Ahnung), sondern auch in Bezug auf andere Religionen (gross ist z.B. das Interesse am Buddhismus, was mich einigermassen irritiert, da sich ja der historische Buddha durch Weltentsagung und Auslöschung jeglicher «Lebensgier» Befreiung vom Leiden in und an der Welt erhoffte). Die weitgehende religiöse Unbelastetheit hat auch ihre Vorteile: Ich kann die grossen Entwürfe der Religionsgeschichte gleichberechtigt nebeneinander ausbreiten und aus feministisch-kritisch geschulter Sicht darlegen. Für mich erweist sich die Arbeit als äusserst innovativ und herausfordernd: Grosse Bogen spannen (und an Details hängen bleiben), andere Religionen erschliessen (und unerwartete Entdeckungen machen), tagespolitische Geschehnisse mitreflektieren (und unvermittelt mit der Frage konfrontiert werden: «Was glauben Sie eigentlich?») und meine prozesshaft gewonnenen Anschauungen immer wieder auf die Probe stellen lassen (und offen bleiben für ReVisionen) ...

Irina Bossart, 1968, Historikerin und Theologin, FAMA-Redaktorin und Frauenstadtrundgängerin; unterrichtet am Gym Oberwil BL das Maturafach «Religion & Gesellschaft» und arbeitet an einer Dissertation zum Thema Stadtmission.

Ihr Frauen seid mitgemeint ...

Als feministische Theologin in der Väterwelt Kirche

Susanne Schneeberger Geisler

16

Im Leben, im Studium, aber auch im Beruf als Pfarrerin und Theologin waren und sind feministische Theologien Bezugs- und Reflexionspunkte sowie Visionshorizonte. Ich beteilige mich einerseits an theologischer Reflexion und Diskussion, andererseits am Engagement in Gruppen zum Anstossen von praktischen Veränderungen, sei dies an der Universität, in der Kirche oder der Gesellschaft. Ich habe seit Jahren das Privileg, auch innerhalb meiner Erwerbsarbeit feministisch-theologische Ansätze einbringen zu können.

Von der Theologie der Befreiung zur feministischen Theologie

Während meines reformierten Theologiestudiums mit wenig Bezug zu aktuellen sozialen Realitäten, erschien mir die Theologie der Befreiung als notwendige Ausweitung der weissen, eurozentrischen Theologie, insofern sie die Menschen als Subjekte miteinbeziehen will, der Beachtung des Kontextes Gewicht gibt und keine Berührungängste mit verschiedenartigen Gesellschaftsanalysen hat. Mein dogmatischer Horizont wurde geweitet, andere Kategorien wurden wichtig, doch irgendwo blieb ein Stück Skepsis. Mir fehlte die konsequente Weiterführung des Konzepts der Befreiung auf die Ebene der Geschlechter. Offensichtlich war die Befreiung nicht konsequent bis hin zur Lebensrealität von Frauen gedacht. Deshalb war für mich der Aufbruch der feministischen Theologie – das Besetzen neuer Räume – auch ein eigener theologischer Aufbruch. Mir persönlich waren dabei das Ernstnehmen und Ansprechen von Frauenerfahrungen, die Suche nach einer anderen Rede von Gott, Visionen von herrschaftsfreien Beziehungen und ebenfalls damit verbunden Fragen um Gerechtigkeit besonders wichtig. Der Gedanke, Frauenerfahrungen auch religiöse Bedeutung zuzumessen, wurde schrittweise zu einem theologischen Leitmotiv. Genauso wie die Fragen nach Gerechtigkeit: Verteil-, Ausgleichs- und Zugangsgerechtigkeit zu Ressourcen,

Entscheidungsmacht und Definitionsmacht, denn davon sind Frauen häufig ausgeschlossen. Da habe ich in meinem Studienumfeld praktische Mängel gesehen und mich in strukturelle Fragen einbinden lassen, weil es meiner Ansicht nach nicht ausreicht, feministische Theologie zu betreiben, sondern weil ich darauf hinwirken wollte, dass feministische Theologie auch offiziell eine Rolle zu spielen habe. Deshalb habe ich mich mit anderen zusammen dafür engagiert, dass auch in Bern feministische Lehrveranstaltungen durchgeführt und beibehalten wurden, obwohl die Finanzen knapp waren.

Konkretes Engagement und grundsätzliche feministisch-theologische Arbeit

Eine Verbindung von Reflexion und Engagement war meine Akzess-Arbeit im Bereich der praktischen Theologie zum Thema «Seelsorge an Frauen mit Brustkrebs». Nach vielen Gesprächen mit betroffenen Frauen habe ich anhand von Biographiearbeit verschiedenartige Körper-Konzepte zusammengetragen, die Bedeutung der Brust als sexuelles und als nährendes Organ beleuchtet, ihren Einfluss auf Identität und Selbstbewusstsein systematisiert und im Lebenszyklus von Frauen verortet. Ich habe auch versucht, Fragen um Krankheit, Verlust, Trauer und auch ums Sterben und den Tod feministisch zu reflektieren. All diese Themen spielen – vordergründig oder im Hintergrund – in der seelsorgerlichen Begleitung eine Rolle, und dabei scheint mir ein feministischer Zugang entscheidend, denn es geht um Frauenerfahrungen und Lebensdeutungen von Frauen. Es geht um das Entwickeln einer persönlichen Ausdrucksweise, mit der die Betroffene sich Raum schafft, eigene Gefühle wie Angst, Wut oder Hoffnungen zu benennen. Hilfreich wäre auch, die Beziehung zu sich und zu anderen Menschen in der Situation einer lebensbedrohenden Krankheit neu zu finden und trotz Belastung zu versuchen, diese befreiend und stärkend zu gestalten. Und es kann auch um religiöse Fragen, zum Beispiel um Sehnsucht nach göttlicher Präsenz in dunklen Momenten des Lebens gehen.

Feministische Analysen zu Themenkreisen wie Schönheit und Anerkennung, Sexualität und Lust, Scham und Selbstentwertung, Leben mit versehrtem Körper, Beziehungskrisen, Frau und Selbstentfremdung stellen das individuelle Erleben in einen gesamtgesellschaftlichen Rahmen, was viel zur Klärung beitragen kann. Die Entwicklung und Formulierung von Seelsorgeansätzen in Bezug auf eine Krankheit, mit der sehr viele Frauen leben und überleben, aber auch sterben, war wegweisend für meine praktisch feministische Arbeit als Pfarrerin.

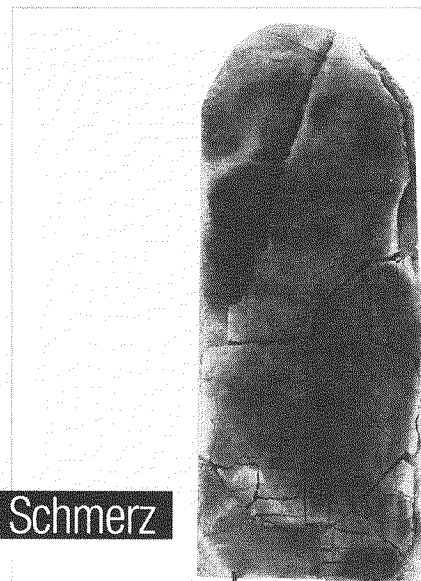
Vom Vatergott zur «Ruach»

Als Gemeindepfarrerin legte ich ein Schwergewicht meiner Arbeit auf den Versuch, die Sprache der Rede von Gott herrschaftsfrei, inklusive und partizipatorisch zu formen. Sprach- und Herrschaftsanalysen wie «Sexismus und die Rede von Gott» von R. R. Ruether oder die hermeneutischen Schritte des Verdachts von E. Schüssler Fiorenza prägten meine Arbeit an biblischen Texten und Predigten. Der Ansatz von Carter Heyward, Gott in Beziehung zu erkennen und davon zu sprechen, war hilfreich, um den Bezug von göttlicher Präsenz in der Welt verständlicher auszudrücken. Zunehmend betonte ich die Vorstellungen von göttlicher bewegter und bewegender «Dynamis» in verschiedensten Formen, als Quelle, als Geistkraft, aber auch als Kraft in Gemeinschaft, Kraft in Bewegung und Kraft erfahrbar in Lebenslust und Körperlichkeit. Dabei war mir wichtig, Frauenerfahrungen in der Bibel mit Alltagserfahrungen von Frauen zu verbinden und diese damit sichtbar zu machen und zu gewichten.

Doch beim Gebrauch von authentischer und gerechter Sprache stiess ich oft an Grenzen. Grenzen der Formen von Liturgie und von Liedern, Grenzen der gängigen christlichen Symbolwelt oder Grenzen der rational ausgerichteten reformierten Tradition. Überall stiess frau auf herrschaftlich geprägte Sprache und Bilder, die nur zum Teil veränderbar waren, und oft blieben auch Umdeutungen unbefriedigend und zu wenig stimmig.

FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
14. Jahrgang
Dezember 1995

FAMA 4



Schmerz

FAMA

FAMA 3



Frauensichten auf die Wirtschaft

Neben der Verkündigung baute ich in der Kirchgemeinde die Arbeit mit Frauen im Bildungs- und Begegnungsbereich aus und widmete der seelsorgerlichen Begleitung von Frauen viel Zeit. In Gesprächen habe ich oft erlebt, dass Frauen sich ihren Raum nahmen, eigene Bedürfnisse und Erfahrungen auszudrücken, ihnen zu trauen und eigenständige Wege zu suchen, auch neben gängigen gesellschaftlichen Mustern. Zusätzlich zur inhaltlichen Arbeit erfuhr ich als jüngere beschwingte Frau, die ihr Pfarramt eigenständig zu gestalten suchte, die dauernde Last, sich in einer patriarchal und traditionell geprägten Welt zu bewegen. Als Frau im Amt in der Vaterwelt Kirche war ich doch noch keine Selbstverständlichkeit und musste mich störend oft erklären.

Weltweite Verbindlichkeit und weltweite Gerechtigkeit

Mittlerweile arbeite ich an der Fachstelle «Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit» der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Ich beschäftige mich mit Fragen im Themenfeld «Entwicklungszusammenarbeit, Solidarität und Gerechtigkeit weltweit», in Verbindung mit der Verantwortung unserer lokalen Kirche. In einem Arbeitsschwerpunkt konzentriere ich mich auf die ökonomische Globalisierung und ihre globale Auswirkung auf Frauen. Die Frauenarmut hat im letzten Jahrzehnt zugenommen, geschlechterspezifische Unterschiede wie zum Beispiel ungleiche Arbeits-, Einkommens- und

Besitzverteilung wie auch ungleicher Zugang zu Landbesitz, Bildung, Gesundheitsversorgung oder zu finanziellen Ressourcen verschärfen die Situation. Strukturanpassungsprogramme von IWF und Weltbank schreiben Staaten oft massive Sparmassnahmen vor, die primär in sozialen Bereichen vorgenommen werden und Frauen besonders betreffen. Diese Entwicklungen bedürfen vermehrter internationaler Proteste und Versuche, sich in Kampagnen und Lobby-Gruppen zusammenzuschliessen, um Veränderung auf makroökonomischer Ebene zu erreichen.

Ein etwas konkreteres Projekt, in dem die Verteilergerechtigkeit im Vordergrund steht, ist die Entwicklung eines Leitfadens für Budget-Analysen von Kirchgemeindebudgets und ihren Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse und auf die Beziehungen von Nord-Süd. Wir analysieren konkrete Fragen wie Stellenverteilung, Löhne, Entschädigungen zwischen Frauen und Männern, aber auch Beiträge an Projekte im Süden im Verhältnis zu Ausgaben hier bei uns. Mit diesem Leitfaden wollen wir einerseits zur Diskussion über Finanz-Entscheidungen anregen, andererseits praktische Vorschläge für Veränderungen im Blick auf mehr Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und gerechtere Beziehungen zwischen Nord und Süd aufzeigen. Ein wichtiger Versuch, Gender Mainstreaming auch auf der Budget-Ebene einzuführen.

Feministisch-religiöse Fragen stellen sich heute über die christliche Religion hinaus. Als Mitglied des interreligiösen Frauenforums, einer Gruppe von Frauen aus verschiedenen Religionen, die feministisch ausgerichtet sind und ihre Religion und religiöse Tradition kritisch hinterfragen, beteilige ich mich an einem interessanten Dialog, in dem ich auch eigene feministische Positionen neu reflektieren und formulieren muss. Zu lernen, trotz Differenzen aufeinander zu hören, Tabu-Fragen nicht auszuklammern und manchmal zu versuchen, die eigene Brille gegen eine andere auszutauschen, ist herausfordernd und spannend. Dieser Dialog weist in die Zukunft einer multireligiösen Gesellschaft – natürlich mit feministischer Theologie.

Susanne Schneeberger Geisler, 1963, evangelisch-reformierte Theologin, zwei Kinder, Mitarbeiterin Fachstelle OeME Bern, FAMA-Redaktorin.

Forum

Glückwünsche von Schwester-

Zeitschriften und -projekten

Liebe FAMA-Frauen!

Die alten Hefte in unserem Ordner sind schon etwas vergilbt, aber wir hüten jede FAMA-Ausgabe wie einen Schatz. Denn auch nach vielen Jahren sind sie uns Lesegenuss und Inspirationsquelle. Früher haben wir uns manchmal gefragt, wie ihr zu euren kreativen Schwerpunktthemen kommt und weshalb wir immer wieder ordentlich den theologischen Kanon abarbeiteten. Jedes eurer Hefte ist eine Überraschung und immer ein spannender Beitrag zum Querdenken, den wir nicht missen möchten.

Wie freuen uns mit euch über 20 Jahre FAMA und wünschen eurer Zeitschrift eine lange und viel gelesene Zukunft!

Eure Schlangenbrut-Kolleginnen

Liebe FAMA

Herzliche Gratulation zum Geburtstag! Du bist ja sozusagen die jüngere Schwester von «Schritte ins Offene» – von engagierten Frauen gemacht, von bewegten Frauen gelesen. Dein Äusseres ist, wie oft bei jüngeren Schwestern, etwas alternativ – deine Power aber ist enorm! Dein feministisches Engagement ist radikal, deine Artikel sind anspruchsvoll, die Illustrationen treffend, oft überraschend. Du forderst viel (wer schafft es schon, so lange Editorials zu lesen?!) und du gibst viel: Hochkarätige Autorinnen schreiben dichte Texte und finden unkonventionelle Zugänge zu spannenden Themen.

«Schritte ins Offene» und FAMA sind keine Massenblätter, die sich dem Mainstream anschliessen, um so ihr Überleben zu sichern. Sie tun, was sie tun wollen und müssen: Sie reflektieren weibliches Dasein in der Gegenwart. Ihr Lohn ist, dass die, die sie lesen, sie auch lieben.

Die beiden Schwestern haben eine gemeinsame Aufgabe: ihren Leserinnen gesunde, geistige Nahrung anzubieten. Dass die manchmal viel zu kauen gibt, liegt auf der Hand. Aber die Anstrengung lohnt sich. Da sind nicht nur neue Denkanstösse, Leseerlebnisse und Horizonte zu gewinnen, das Wichtigste, was FAMA und «Schritte ins Offene» ihren Leserinnen anbieten können, ist diese Ermutigung, die aus der Vernetzung verschiedenster Frauen hervorgeht und die in einer Zeit der wachsenden Entsolidarisierung ein Gegengewicht wider die Resignation schafft. Dir, liebe FAMA, ist das in den letzten 20 Jahren in einem hohen Mass gelungen. Darauf kannst du stolz sein – viele Frauen in diesem Land danken es dir.

*Elisabeth Amman,
Vreni Mühlemann,
Ursula Stocker,
Redaktion «Schritte ins Offene»*

Dear FAMA Friends,

We at WATER send our warmest congratulations on the occasion of your twentieth anniversary. We appreciate your commitment to excellent feminist work in religion and we wish you every blessing for the next twenty years.

We archive your publication for use by staff and Visiting Scholars at WATER. We appreciate the variety of themes that you choose, and we admire the quality of the writing, which assures that we always learn something new. We note that photography and other artwork that accompanies your printed materials is always excellent. You prove that there is no competition between intellectual work and aesthetic considerations as you so competently mix the two. At a time when backlash against feminist work in religion is virulent and support from religious institutions is weak, your work is more important than ever if we are to change the religious landscape.

We at WATER recently celebrated our 20th anniversary so we understand what a milestone this represents for you. As we move into the next decade, we do so confident that in Switzerland there is a strong community of committed colleagues on whom we can rely for inspiration and solidarity. Let us hope we can find ways to collaborate in the years ahead.

All good wishes for a hearty and lengthy celebration of your anniversary. We look forward to reading all about it in a forthcoming issue of FAMA. Warmly,

*Mary E. Hunt and Diann L. Neu,
Co-directors of the Women's Alliance
for Theology, Ethics and Ritual
(WATER)*

Gratulationen und Echos

von Leserinnen und Lesern

Liebe FAMA

Seit zwanzig Jahren forderst du mich heraus, stellst mir unbequeme Fragen, zwingst mich zu intensivem Nachdenken oder konfrontierst mich mit neuen Erkenntnissen und Einsichten, auf die ich als Frau schon lange gewartet habe. Du hast es mir nie leicht gemacht und es trotzdem fertig gebracht, dass ich dir die Treue halte! Du hast mir unendlich viel Stoff für anregende oder aufregende Gespräche geliefert, hast mir Mut gemacht, mir selber treu zu bleiben im Wissen darum, dass viele Frauen gemeinsam unterwegs sind, die sich bewegen, sich aber auch bewegen lassen. Du hast viel bewegt in diesen zwei Jahrzehnten! Auf dass dies weiterhin eines deiner Ziele sein möge.

*Elsi M. Arnold, Psychologin,
Binningen*

Herzliche Gratulation!

20 Jahre Wort. 20 Jahre weltenöffnende Gedanken, präzise analysierte Hintergründe, persönliche Reflexionen, erheitende Dekonstruktionen.

Aber auch: 20 Jahre Bild. Dass Ihr geschätzte FAMA-Frauen, wortgewandt seid, verwundert mich nicht. Über Eure Illustrationen und Bilder habe ich aber sehr oft gestaunt. Wenn Ihr mir auf der hintersten Seite der FAMA jeweils ver raten habt, welchen Themas sich die nächste FAMA annehmen wird, habe ich mich oft gefragt: Und welche Bilder wollen sie dazu nur finden? Bei der «Inkarnation im Frauenleib» habe auch ich Bilder im Kopf, aber bei «Du darfst» oder «Herz – Herzeleid» fände ich dies bereits äusserst anspruchsvoll. Doch Ihr schenkt der FAMA jeweils Bilder, die Eure Texte nicht nur nett illustrieren, sondern eine eigene Aussage enthalten, zusätzliche Aspekte des Themas ins Bild rücken oder schlicht wunderschön sind. Dazu gratuliere ich Euch mit grossem Respekt.

*Sabine Brändlin, ref. Pfarrerin
in Binningen-Bottmingen,
Executive Master*

Liebes Redaktionsteam,

gerne reihe ich mich auch ein in die Gratulantinnenschar! Fast seit Beginn der FAMA-Zeit zähle ich mich zu den aktiven Leserinnen eurer Zeitschrift. Es ist bewundernswert, wie ihr immer dran geblieben seid, nie lockergelassen habt, auch kritische und kirchen- und gesellschaftspolitische Themen immer wieder aufs Tapet gebracht habt. Ohne

Angst vor Angriffen und Verriss klar Position ergriffen habt für die Anliegen der Frauen.

Euer feministisch-theologischer Ansatz hat meinen Weg in der Struktur Kirche mitgeprägt und begleitet. Ich bin euch dankbar, dass ihr so fundiert theologische Themen aufgreift und für mich als Frau in der Seelsorge an der Basis arbeitet – habe ich doch immer zu wenig Zeit, um mich selbst durch all die Literatur hindurchzuarbeiten. Ich bin sehr froh, dass ihr euer Wissen mir zugute kommen lässt und mir so ermöglicht, dass ich wichtige Themen weiter in die Pfarrei hinein kommunizieren kann. Viel Mut und Spirit auch in Zukunft!

*Andrea Koster Stadler,
Seelsorgerin, Pfeffikon LU*

FAMA ist wie eine Freundin. Ich schätze an ihr, dass sie wie ich älter wird und nicht aufgibt, widerständig zu sein. Sie bleibt an feministisch-theologischen Themen dran. Sie präsentiert sich lebendig und ist fantasievoll, sie bringt Ideen, die mich beschäftigen und solche, die mir fremder sind, mich herausfordern, manchmal auch fragen lassen: Ist dieses Thema jetzt so wichtig? Warum? – Eine Freundin, die nicht zum Streit anregen würde, wäre langweilig. So schätze ich das mir Nahe an FAMA wie auch das, was weiter weg ist. Jedenfalls lässt mich nie kalt, was sie an Themen wählt, bin immer neugierig darauf.

Ich gratuliere besonders den Redaktorinnen, die seit 20 Jahren dabei sind, unermüdlich und kreativ, und danke ihnen.

*Brigit Keller, Studienleiterin
Paulus-Akademie, Zürich*

Bei jedem neuen Heft schaue ich gespannt, was für ein Thema hier frisch aufbereitet daherkommt. Die Vielfalt über all die Jahre ist enorm. Natürlich packt mich nicht jedes Thema gleich, und nicht jede Nummer lese ich gleich intensiv. Im unterdessen angesammelten Schatz bin ich jedoch schon oft fündig geworden, wenn ich auf der Suche war nach Anregungen für Kurse oder Referate.

Was mir eigentlich am besten gefällt, ist die ungebrochene Entdeckungslust der Redaktorinnen. Die Themen erscheinen mir oft wie in die Luft geworfen, auf ihr Gewicht geprüft und auf verschiedenste Weisen beleuchtet: ernsthaft, pffiffig, gegen den Strich, poetisch, bebildert.

Diese Frische wünsche ich Euch weiterhin.

*Julia Lädach, Theologin/Pfarrerin
und Supervisorin, Herrenschanen*

20 Jahre FAMA! Herzlichen Glückwunsch!

Als bayerische, evangelisch-lutherische Pfarrerin, die noch dazu in der niederbayrischen Diaspora (mit ca. 5% Evangelischen) tätig ist, gratuliere ich den Frauen, die seit 1985 unermüdlich, viermal jährlich einen Beitrag zur feministischen Theologie herausgeben, ganz herzlich.

Seit ca. 10 Jahren kenne ich FAMA und sie «verfolgte» mich treu durch meine Studienzeit (u.a. in Basel) und meine Vikariatszeit bis heute. Als Ausgleich zu meinem gemeindlichen Alltag, in dem ich meist mit Kollegen (katholischen und evangelischen) arbeite, gönne ich mir vierteljährlich ein Stück «Normalität». Einige Gedanken kann ich sogar in der Gemeinde anwenden, anderes ist eher Balsam für meine Seele.

Danke für eure Arbeit, die den Weg sogar bis ins tiefste Niederbayern gefunden hat. Bleibt weiter so «normal», d.h. mit einem theologischen Frauen-Blick auf Alltagsthemen.

*Dorothea Neubert, Pfarrerin,
Arnstorf (D)*

Liebe FAMA-Frauen, seit es Euch als Projektgruppe gibt, bin ich Abonnentin, Leserin, Sympathisantin. Einige von Euch Redaktorinnen kenne ich seit Jahren. Ihr habt mich begleitet als Studentin, als Berufsanfängerin, als Mutter und Hausfrau und wieder als Berufskollegin. Es freut mich, regelmässig von Euch zu hören bzw. lesen zu können. Ich bin sehr beeindruckt von eurem langen Atem. Es gibt mir Mut, ebenfalls am Thema zu bleiben. Ich freue mich über neue und überraschende Beiträge meiner Lieblingsautorinnen. Und es gibt immer wieder Überraschungen bei den Themenheften, wie z.B. Haar – haarig. Diese Nummer hat mir sehr gefallen.

Die FAMA orientiert mich darüber, was Frauen theologisch umtreibt. Was beschäftigt sie? Was lesen sie? Was läuft an anderen Orten? Mir fehlt der Atem, überall dabei zu sein.

Danke für eure Arbeit und viel Courage und Freude beim Weitermachen.

*Agnes Leu, Theologin,
Projektstelle für Frauen
im Forum für Zeitfragen, Basel*

Von Anfang an hatte ich die FAMA abonniert und immer mit viel Gewinn gelesen. Die meisten Artikel haben neue Gesichtspunkte zu den unterschiedlichsten Sachthemen gebracht. Die Art der Hefte, ein bestimmtes Thema – manchmal mit ausgefallenem Titel – sozusagen zu umkreisen, finde

ich gut. So kann man schnell zu einem bestimmten Punkt neue Ideen finden. Besonders fasziniert hat mich immer wieder die Mischung von Phantasie und Einfallsreichtum mit einer sachlichen Darstellung und Sprache. So ist es jedes Mal wieder eine Freude, ein neues Heft (oder ein altes) in die Hand zu nehmen.

*Helen Schüngel-Straumann,
em. Professorin für Biblische
Theologie, Münstertal (D)*

Ich lese viel, muss viel lesen, verschlucke mich ab und zu an soviel Nonsense und fader Kost, an aufgeblasenem Schaum und dem Verschnitt von Wein, Wasser, Zucker und chemischer Substanz. Ich überesse mich mit Lesekost und habe Verdauungsbeschwerden, es gibt einen vollen Kopf, aber ein leeres Herz; hungrig bleibe ich zurück. Ich lese ungesund.

Aber ab und zu kommt andere Kost wie schwarzes Brot auf den Tisch, zum Dreinbeissen, zum Kauen, zum Geniessen, um sich zu nähren, den Hunger zu stillen. Die FAMA gehört dazu!

Danke.

*Monika Stocker,
Stadträtin, Zürich*

Während meiner Mitarbeit bei Radio DRS lag die FAMA immer auf meinem Schreibtisch. Ich habe die FAMA stets mit grossem Interesse gelesen. Mir gefällt, dass die Themen fundiert aus Frauensicht behandelt werden. Die einzelnen Autorinnen folgen nicht einem ideologischen Schema, sondern schreiben bewusst aus eigener Sicht und zeigen so, dass Solidarität unter Frauen nicht uniform sein muss. Wichtig waren für mich Hefte, welche die Begegnung mit anderen Religionen behandelten. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir Titel wie «Antijudaismus», «Miriams Töchter – Jüdische feministische Theologie», «Fatimas Töchter», «Gott oh Gott» und «Kanon». Die FAMA bot ab und zu auch einen willkommenen Anlass, die eine oder andere Passage für die Rubrik «Texte zum Sonntag» auf Radio DRS1 auszuwählen. Ich wünsche der FAMA weiterhin journalistisches Gespür und Lebensnähe.

*Kurt Studhalter, Theologe,
Redaktor Radio DRS, Zürich*

Die FAMA, m/ein Nahrungsmittel
Gespannt warte ich immer wieder auf die neue Ausgabe der FAMA. Sie ist die Zeitschrift in der Schweiz, die mich in meiner Arbeit nährt und über die ich mich mit vielen feministischen Theologinnen verbunden weiss. Ich verschenke die FAMA gerne an freiwillige

Mitarbeiterinnen, wenn sie hungrig sind nach frauengerechten Zugängen zu religiösen und ethischen Fragestellungen.

Der Redaktion herzlichen Glückwunsch zum 20. Geburtstag und herzlichen Dank für die viele hervorragende Arbeit, die geleistet wurde.

*Eva Südbeck-Baur,
Kath. Seelsorgerin,
Offene Kirche Elisabethen, Basel*

FAMA erhalte ich regelmässig, und doch ist sie jedes Mal überraschend. Überraschend nicht deswegen, weil ich sie nicht vermissen würde, wenn sie nicht käme, sondern weil sie in meinem Zeitschriftenstapel etwas Besonderes ist. Sie gibt mir in kurzen, gut lesbaren Beiträgen Einblick in das, was feministische Theologinnen gerade umtreibt. Sie stimmt mich nachdenklich, weil sie meine eingefleischte patriarchalen Einstellungen aufzubrechen versucht, ohne mich gleich in Rage zu bringen. Sie ist mutig, weil sie Themen aufgreift, die man «normalerweise» eher umgeht und von mir gar nicht wahrgenommen würden. Sie ist undogmatisch; ich habe nie den Eindruck, nur dann «in» zu sein, wenn ich die Beiträge widerspruchsfrei konsumiere. Sie ist informativ durch ihre Hinweise auf Veranstaltungen und die gediegenen Buch- und Event-Besprechungen.

Kurz: FAMA möchte ich einfach nicht missen.

*Hermann-Josef Venetz,
em. Professor für
neutestamentliche Exegese
und Theologie, Fribourg*

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegendruck GmbH, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Inhaltsverzeichnis

Editorial (Doris Strahm)	2
Über Grenzen hinaus denken (Doris Strahm)	3
Vom «nicht hier» des Ortes (Li Hangartner)	5
Ich tue immer noch und immer wieder dasselbe (Monika Hungerbühler)	7
Auf Stelzen gehen (Silvia Strahm Bernet)	9
Frei zu lieben (Jacqueline Sonogo Mettner)	11
Um-werten und Wert-schätzen (Ursula Vock)	12
Theologie ist Biographie oder: Nähe und Distanz (Irina Bossart)	14
Ihr Frauen seid mitgemeint ... (Susanne Schneeberger Geisler)	16
Forum	17

Hinweis

!!! Achtung: Neuer Jubiläumstermin !!!

20 Jahre FAMA:

Stadtrundgang und Apéro am 29. August 2004 in Luzern

Unter dem Titel «FAMA meets MADONNA» erarbeiteten vier FAMA-Redaktorinnen eigens für das Jubiläum einen theologisch-kulturgeschichtlichen Stadtrundgang durch Luzern. Die Stationen verbinden wichtige Fragen, Einsichten, Denkwege, Ansprüche und Hoffnungen der Feministischen Theologie mit ausgewählten und zum Teil unerwarteten Orten in Luzern. Dabei wirkt Maria gleichsam als verbindendes Element – sie ist in Luzern allorten anzutreffen. Der Rundgang führt quer durch die Luzerner Altstadt.

Im Anschluss servieren wir bei der Franziskanerkirche einen feierlichen Apéro.

Eingeladen sind unsere Leserinnen und Leser sowie weitere interessierte Frauen und Männer. Wir hoffen, mit dem Rundgang auch neue LeserInnenkreise ansprechen zu können, um unsere leicht schwindenden Abozahlen aufzufangen. Die Kosten betragen Fr. 30.– (reduz. Fr. 20.–) für den Rundgang und Apéro. Der Rundgang beginnt um 15 Uhr bei der Hofkirche und dauert ca. 2 Stunden. Apéro ab ca. 17.15 Uhr.

Anmeldung erforderlich bis 6. August 2004 bei FAMA-Administration (Adresse siehe nebenan).

Wir freuen uns, mit Dir/Ihnen 20 Jahre FAMA zu feiern!

In eigener Sache

Das Thema der nächsten Nummer lautet: «**Anders – wie denn sonst?**»

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Irina Bossart, Altkircherstrasse 30, 4054 Basel
Li Hangartner, Sternhalde 12, 6005 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Freiestrasse 20a, 3012 Bern
Jacqueline Sonogo Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Doris Strahm, Gotthelfstrasse 89, 4054 Basel
Ursula Vock, Klausenweg 9, 5103 Möriken